



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 12

Sonnabend, 11. Oktober 1924

Nr. 12

## Heimatgeschichte im Dienste der Schule.

Von Lehrer *M e w s*, Bentenhagen.

### 1. Heimatkundlicher Geschichtsunterricht.

Wer von den Eltern Gelegenheit hatte, sich den Stundenplan der im grundschulpflichtigen Alter stehenden Kinder anzusehen, fand darin eine Reihe Heimatkunde-Stunden und vermehrte vielleicht die bis gesondert angelegten Stunden für Naturkunde, Erdkunde und Geschichte. Nach dem kraftsparenden und kraftbildenden Prinzip der Kongruenz sollen in der „Heimatkunde“ (H. K.), soweit es ohne Künsterei möglich ist, Naturkunde, Erdkunde und Geschichte in gleicher Weise so verankert werden, daß die H. K. Vorturmus für diese drei Fächer ist. (Heimatkundlicher Gesamtunterricht.) Nicht immer wird eine reinliche Scheidung der H. K. nach diesen drei Seiten hin möglich und nötig sein. Die folgenden Ausführungen werden sich besonders auf die geschichtliche Seite der H. K. beschränken in besonderer Berücksichtigung der ländlichen Schule.

Bei der Begriffsbestimmung der H. K. unterscheidet man allgemein eine engere und weitere Heimat. Die Grenze zwischen beiden schwankt. Für die geschichtliche H. K. kommen in Betracht: Ortsheimat und Stammesheimat. Die Stammesheimat bildet in vielen Fällen keine geographische Einheit, wohl aber ist sie stammes- und rassenmäßig, geschichtlich eine Einheit. Die Ortsheimat ist, wenn auch nicht örtlich, so doch für den Unterrichtsbetrieb ihr geistiger Mittelpunkt.

Weiter hat man zu unterscheiden H. K. als Prinzip und H. K. als Fach. Als Prinzip hatte sich die H. K. — wenn auch langsam — ein Heimatrecht im Unterricht erworben, als Fach in den Volksschulen jedenfalls erst in neuester Zeit. Wenn die heimatische Tier- und Pflanzenwelt im naturkundlichen Unterrichte auch weitgehende Berücksichtigung fand und auch der geographische Unterricht organisch aus der H. K. herauswuchs, so begnügte man sich im Geschichtsunterrichte recht kriesmütterlich damit, die Daten der Heimatgeschichte in die völkische Geschichte einzuflechten. Mit der Begründung, nicht auseinander zu reißen, was sachlich und logisch zusammengehört, verzichtete man auf eine zusammenhängende Heimatgeschichte und damit auch auf viele erzieherische und intellektuelle Momente, die aus einer zusammenhängenden Heimatgeschichte resultieren. Trotzdem fand man es in der Ordnung, geschichtliche Notizen, denen die Kinder auf dieser Unterrichtsstufe (2. bis 4. Schuljahr) kein geschichtliches Verständnis entgegen bringen konnten, an heimatisch-geographische Objekte anzuschließen. Im günstigsten Falle wurde nach Erledigung des geographisch-heimatkundlichen Stoffes die Heimatgeschichte in einem Bilde geboten, das in seiner konkreten, abstrakten Form dem Kinde nicht viel geben konnte, weil es diesem Bilde höchstens heimatisches Interesse, aber kein geschichtliches Verständnis entgegen bringen konnte, und das deshalb unmöglich erzieherische Momente auszulösen vermochte.

Zweck der allgemeinen H. K. ist, das Kind in der Heimat heimisch zu machen, dadurch, daß ihm die Schule wichtige Erscheinungsformen derselben vorführt. Der besondere Zweck der geschichtlichen H. K.

ist, dem Kinde an Hand geschichtlicher Ueberlieferungen das Bild vom Wesen und Werden „seiner Väter“ und damit sein eigenes zu malen, das Bewußtsein der Verpflichtung gegenüber dem Gewesenen und Gewordenen, dem eigenen Ich und der Zukunft zu wecken und zu pflegen. Vätertat und Vätererbe bilden den Stoff der geschichtlichen H. K.

Die Schule, die auf die Um- und Erfahrungswelt des Kindes, auf seine Erfahrungswelt Bezug nimmt, um erzieherische und intellektuelle Wir-

gen und Vertikalien liegende seelische Welt. Sie schlägt die Brücke von der Gegenwart des Kindes zur Vergangenheit der Väter. Kann der vaterländische Geschichtsunterricht der Volksschule die Kinder niemals zu „Politikern“ machen, so sollte doch wohl die zusammenhängende geschichtliche H. K. das näherliegende staatsbürgerliche Ziel erreichen: die Schulentlassenen zur „Gemeindepolitik“ fähig zu machen, „Gemeindegesinnung“ zu wecken. Nur im Bilde der Gemeinde lernt das Kind den Staat begreifen. Es ist dieselbe Richtung der Entwicklung in verschiedenen Stufen. Die einfachen Verhältnisse des Heimathauses und Heimatortes, in denen das Kind lebt, von denen es täglich hört, an denen es selber Anteil hat, liegen seinem Verständnis und Fassungsvermögen näher als die verwickelteren geschichtlichen Verhältnisse seines Volkes.

Die Gemeinde, in der das Kind lebt, wirkt auf dieses mit größter Gegenwärtigkeit. Im Elternhause, in der Schule und auf der Straße sieht es die Auswirkungen des Gemeindelebens. „Was in der Schule von der Gemeinde gesagt wird, kann mit größter Anschaulichkeit gesagt werden, kann in den Erfahrungskreis der Schule eingeführt werden. Hier hat die Schule viel nachzuholen. Die oftmals einseitig geographische Orientierung der H. K. trägt Schuld daran, daß das Gemeindeleben als „politische“ Erscheinung unzulänglich behandelt wird.“ (Gandig: „Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit.“)

Die Jugend hängt mit ihrem ganzen Sinnen und Denken an der lebensatmenden Umwelt, an ihrer Erfahrungswelt. Sie trägt kein Verlangen danach, den Nährboden dieser konkreten Wirklichkeit zu verlassen und in die Nebelwelt geschichtlicher Abstraktionen aufzusteigen. Ihr Wohn- und Heimatsort ist ihre ganze Welt, und mit den heimatischen Menschen, Häusern, Anlagen usw. verbinden sich die tiefsten Eindrücke, die dem späteren Leben Richtung und Grundlage geben. „In dieser Welt des Alltags erwirbt sich das Kind seine Sprache und sein Wissen und all die fremden Stoffe müssen auf diesen Alltag bezogen werden.“ (Fritz Gangberg: „Demokratische Pädagogik.“) Kein Staatsmann und vor allem kein Kind kann über das Erfahrungsmaterial, das ihm das Leben bietet, hinausgreifen; aber schon das Kind kann eine Ahnung bekommen, daß seine Welt tatsächlich eine Welt ist, an der man nirgends bis ans Ende kommt, in der sich immer neue Fragen und Wunder auftun. Aber es muß ihm auch die Möglichkeit gegeben werden, sich in dieses von ihm geschaute Stück Wirklichkeit hineinzufügen und sich aus ihm oder sonstwo eine Antwort zu holen.

Die Jugend soll, soweit es ihr Apperzeptionsstandpunkt gestattet, in das Verständnis der geschichtlich gewordenen heimatischen Gegenwart eingeführt werden. Die Heimatgeschichte im engeren Sinne, die Ortsgeschichte soll in die Tiefen der Umwelt führen. Sie soll der Jugend die Augen öffnen für die tieferen Zusammenhänge der gegenwärtigen Erscheinungen, für die treibenden Gedanken, die dem bunten, vielgestaltigen Erscheinungs-

### Am Meer.

Von *Hans Benzmann*.

Wie gut läßt sich am Meere träumen!  
Seit ewigen Zeiten geht dies Schäumen,  
Dies tolle Wogen auf und nieder,  
Singt ewig seine alten Lieder . . .  
Oh' noch ein Aug' die Erd' umspannte,  
Brach an des Felsens scharfer Kante  
Sich wild die graue salzige Flut;  
Oh' der Titanen sündiges Blut  
Die kampfesheiße Erde trant,  
Die Woge stolz gen Himmel Klang . . .

Ja, träumen läßt sich's gut am Meer . . .  
Es brausen aus der Tiefe her  
Jehovas Psalmen, und es zieht  
Zum Grunde das Sirenenlied.  
Die Wellen summen so den Sang  
Der Gattin und des Webstuhls Klang  
Von Ithaka dem Dulder vor.  
Sie donnern wie ein Orgelchor.  
Sie harften der Geschöpfe Weh  
Dem Kämpfer von Gethsemane,  
Sie murren ihre ewigen Klagen  
Und summen ihre Zweifelsfragen,  
Sie wühlen sich ins wunde Hirn,  
Daß die Gedanken sich verwirren . . .  
O, daß die Längen mit ein Lied,  
Ein mildes, süßes Schlummerlied  
Zu ewigem Schlafe ohne Träumen,  
Zu einem seligen Verschäumen!

lungen auszulösen, darf das heimatkundliche Geschichtsmaterial nicht zerpfücken. Die nationale Geschichte muß genau so organisch wie die nationale Erdkunde aus der H. K. herauswachsen. Dies ist durch einen zusammenhängenden, heimatkundlichen Geschichtsunterricht sehr gut möglich. Diese geschichtliche H. K. liefert nicht nur die Vorbegriffe für die völkische Geschichte, sondern gibt dem Kinde mehr. Sie gibt dem Kinde eine Heimat; wenn man darunter einen durch Fremd- und Eigenerziehung erworbenen seelischen Wert versteht, der Kräftepunkt sein kann und muß, wenn der Einzelne, der fern der Heimat lebt und wirkt, nicht heimatt- und vaterlandslos werden soll. Sie vermittelt nicht nur die Summe jener Heimatsgefühle, die in den heimatischen Gewohnheiten ihren Grund haben, nicht nur diese sichtbare Welt, in die der Einzelne hineingeboren ist, sondern die unsichtbare, hinter den Din-

Leben zugrunde liegen, so soll die Spuren der Vergangenheit in der Gegenwart entdecken.

Zustände sind Wirkungen von Energien. Diese treibenden Kräfte aufzusuchen und zu enträtseln ist Zweck und Aufgabe der geschichtlichen Heimatkunde.

Wenn das Kind für die heimatischen Zustände der Gegenwart Verständnis und rechtes Interesse gewinnen soll, so müssen sie ihm in der Entwicklung gezeigt werden. Denn alles das, was geschieht, was sich bewegt und verändert, was tut oder leidet, ist dem Kinde viel interessanter als das Ruhende. Es ist ihm ja „wesensverwandter“! Und so wird die Ortsgeschichte die Kinder hineinführen in eine lebendige, sonnige und auch stürmischste Heimat der Väter. Die Jugend wird mitlerben und begreifen, daß das Leben in der Gemeinde, die auch eine Schicksalsgenossenschaft ist, seine Höhen und Tiefen hatte, hat und haben wird. Sie erleben die Geschichte des Heimatortes und sehen sich als Glied in der Reihe sturmgewaltiger Winde und zukünftiger Geschlechter und gelangen damit zum Verständnis geschichtlichen Bestehens überhaupt.

Die Ortsgeschichte, besonders die der ländlichen Gemeinden, ist oft eine Geschichte der Namenlosen. Es fehlt hier natürlich meist an den Namen überragender Persönlichkeiten, die in ihrer Genialität und Kraft zu Trägern der Ereignisse wurden. Das ist aber an sich kein großer Mangel. Denn nicht die überragende Persönlichkeit ist die entscheidende Kraft der Geschichte. Die Interessen und Gegensätze der Klassen, die es auch im kleinsten Dorfe gab und gibt, wirken so elementar, daß das zufällige Mehr oder Weniger an persönlicher Begabung ihnen nur wenig zufügen oder abbrechen kann. Ob aber die Umstände gestatteten, daß diese oder jene Interessen siegen, ob die Wünsche, die immer vorhanden sind, ihr Ziel wirklich erreichen konnten oder können, das ist in der Heimatgeschichte die entscheidende Frage.

In der geschichtlichen S. R. hat der Unterricht ein Mittel, nicht nur Verständnis für die geschichtlich gewordenen heimatischen Erscheinungen dem Kinde zu vermitteln, das in der völkischen Geschichte seine besuchende Anwendung findet, sondern auch bei der unbedingt notwendigen Berücksichtigung des staatsbürgerlichen Gedankens ein Mittel, das geeignet ist, über die Schule hinausreichende Erfolge zu sichern, das die schulentlassene Jugend in stand setzt, tätigen Anteil an der Entwicklung der Gemeinde und des Ortes zu nehmen. Soll das Kind sich durch die völkische Geschichte als Mitträger der nationalen Aufgaben ansehen lernen, so soll es sich durch die Heimatgeschichte zunächst als Glied der Gemeinde kennen lernen, in der die Mehrzahl von ihnen später leben und arbeiten wird, mit deren

Glieder es sich verwandt und verwachsen fühlt, denen seine Sympathien von vornherein gehören.

Für die Jugend, die die Schule entläßt, die am Gemeinde- und Staatsleben heute mehr als je tätigen Anteil nehmen soll und muß, ist es von allerhöchstem Wert, daß sie das Gemeinde- und Volksleben mit geschichtlichem Sinne ansehen gelernt hat. Sie darf sich nicht vorübergehenden Eindrücken der Gegenwart hingeben, sie muß staatsbürgerlich so weit geschult werden, daß sie auch später der Vergangenheit gedankend in die Zukunft schauen kann.

## 2. Heimatkunde als geschichtlicher Vorkursus.

Wird die S. R. auch nach der menschlich-geschichtlichen Seite hin recht bodenständig ausgebaut, so ist sie der beste geschichtliche Vorkursus. Als geschichtlicher Vorkursus hat die S. R. die Aufgabe, Verständnis für grundlegende, geschichtliche Tatsachen und Zustände, mit denen der spätere Geschichtsunterricht arbeitet, zu schaffen. Sie hat das anzubahnen, was man allgemein als „historischen Sinn“ bezeichnet, der eine „historische Bildung“ ermöglicht.

Wer die Augen aufmacht, wird finden, daß die Heimat vieles bietet, was der geschichtlichen S. R., die Vorkursus für den Geschichtsunterricht sein will, mit Vorteil dienen kann. Die Wohnungen der Kinder beherbergen manches, was besonders der Kulturgeschichte entgegen kommt. Vom 1. Schuljahr ab müssen die Kinder angeregt werden zu beobachten, zu sammeln und zu erzählen; möglich, daß ihr Auge sogar Neues, das dem Erwachsenen bisher unbekannt blieb, erspäht.

Um zu zeigen, wie nur z. B. Gebäude des Heimatortes mit ihrem charakteristischen Baustil, bekannte heimatische Bäume usw. ein Mittel sind, um den Kindern geschichtliche Zeitvorstellungen zu vermitteln, nehme ich Bezug auf meine Arbeit in der „Volksschule“ (1920, Heft 24, Verlag Gels, Vangensalza): „Beitrag zur Gewinnung von Zeitvorstellungen im heimatkundlichen Geschichtsunterricht“. . . . Denn der heimatkundliche Geschichtsunterricht hat als Propädeutik des Geschichtsunterrichts auch die Aufgabe, den Zeitinn der Kinder zu wecken und soweit zu entwickeln, daß die Kinder befähigt werden, geschichtlich Zeiträume denkend zu erfassen, d. h. rein zahlenmäßige Zeitabschnitte mit begrifflichem Inhalte zu füllen. Denn Geschichte ist mehr als ein bloßes Wissen um geschichtliche Daten und Ereignisse. Geschichte ist Geschehen; also ein Ergebnis der Zeit. Darum ist geschichtliches Verständnis nicht trennbar von klarer Zeitauffassung.

Für das Kind gibt es nur eine Zeit, in der es lebt und in der es denkt: die Gegenwart im weiteren Sinne. Es lernt zwar im grammatischen Unterricht

die Formen der Vergangenheit und Zukunft gebrauchen und schließlich auch anwenden; aber nur insofern als alles, was hinter ihm liegt, „war“, und was vor ihm liegt, „sein wird“. Macht man sich aber die Mühe und versucht, diese geschichtlich völlig ungenügenden, nebelhaften Zeitbegriffe des Kindes zu analysieren, so findet man selbst bei Kindern der Oberstufe, — ja selbst bei Erwachsenen! — daß sie bei den Ereignissen, die „früher“ waren, kaum einen Unterschied zu machen wissen, ob die Handlung etwa 30 Jahre, 100 oder gar mehrere Hundert Jahre von einer andern zeitlich entfernt ist. Selbst wenn sie Zahlen angeben; denn was will es schließlich bedeuten, wenn ein Kind ausfragt, daß z. B. der Befreiungskrieg vor 100 Jahren war? Beweist es dadurch, daß es eine Zeitvorstellung hat? Ja, es „rechnet“ uns sogar aus, daß eigentlich schon 109 Jahre verfloßen sind! Was sind 100 Jahre? Was ist ein Jahr? Ja, was ist ein Tag oder eine Stunde? Dem einen erscheint sie lang, dem andern kurz, und doch sind immer 60 Minuten! — Es kann ja auch gar nicht anders sein. Wie kann das Kind der Mittelstufe, das doch erst so wenige Jahre seines so kurzen Lebens bewußt durchlebt hat, wie kann sich dieses Kind einen Begriff von einem Jahrzehnt usw. machen?

Welchen Weg müssen wir einschlagen, um dem Kinde das Verständnis für geschichtliche Zeiträume nahe zu bringen? Wie klären, messen und schätzen wir Zeiträume? — Die rein rechnerische Klärung der Zeiträume ist wohl nicht entbehrlich; aber völlig unzureichend; sie ist nicht anschaulich genug.

Zeitraum! In der Wortverbindung selbst liegt eine Lösung, die nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Jedenfalls hat sie den großen Vorzug, daß sie anschaulich ist; allerdings mehr räumlich als zeitlich. Die Ereignisse, die zeitlich nacheinander folgen, werden räumlich nebeneinander linearisch an einer genoteten Schnur, einem Papierstreifen mit verschiedenartiger Zeiteinteilung\*) oder flächenartig an den Kugeln der russischen Rechenmaschine veranschaulicht. Man könnte in diesem Verfahren eine bildliche oder graphische Darstellung der Zeit sehen, die zur Einprägung und zur Klärung wohl geeignet ist; aber für sich allein nie Zeitvorstellungen schaffen kann. Wohl wissen die Kinder, daß 5 cm an der Zeitschnur 10 Jahre bedeuten. Wissen sie aber damit auch schon, was 10 Jahre sind? Ich meine: nein! Zeit kann nur am „Geschehen“ veranschaulicht werden. Hierzu bietet gerade die Heimatkunde mancherlei Anknüpfungspunkte.

\*) Die „Zeitschnur“ beschreibt und begründet Paul Wolf „Zeitveranschaulichung im Geschichtsunterricht“. Päd. Warte. 16 XXVI

## Die Madüe.

### Pommerns größter Binnensee.

Auf der Karte des Deutschen Reiches hängt südlich der Eisenbahn Stettin—Stargard in Pommern ein größerer See, in seiner Form an eine Gurke erinnernd. Wer imVogelzug das flache Land durchseilt, wird bei einiger Aufmerksamkeit die blaue Fläche kurz vor Stargard am Horizont schimmern sehen, und Feinschmecker mögen sich vielleicht der Madüe-Madräne erinnern.

Das dürfte im günstigsten Fall alles sein, was dem Durchschnitts-Norddeutschen über die Madüe bekannt ist, doch ist es lohnend, sich mit Pommerns größtem Binnensee — dem pommerschen Meer, wie man ihn wohl nennt — etwas eingehender zu befassen.

Obgleich die Madüe wie fast alle norddeutschen Seen ihre Entstehung der Eiszeit verdankt, ist ihr Charakter ganz anders als der unzähliger Wasserbecken Niederdeutschlands. Die Madüe ist eine riesige, fast ungliederte Wanne, buchtenlos, meist mit breitem, dem Ufer vorgelagerten „Schar“, von dem ein krautbewachsener Abhang jäh in die Tiefe fällt. Der Boden des Sees hat ein ziemlich ruhiges Relief, keine Untiefen ragen aus dem Grunde auf, zwei (wahrscheinlich eiszeitliche) Rinnen gehen bis 40 Meter hinab, während die Tiefe sonst meist 20 bis 30 Meter beträgt. Auf der weiten Wasseroberfläche steht bei Längswinden eine recht starke Dünung.

Wellen von 6 Meter Länge laufen brandend auf Schar, so daß man wohl an das Meer erinnert wird, und diesem ersten Charakter paßt sich die Eigenart der Uferlandschaft an, die in herben Zügen den See umspannt.

Unweit des Nordufers, eine Viertelstunde von der Haltestelle „Madüesee“, liegt in dem tiefebene Gelände das Dorf Moritzfelde. Noch grünen die alten Maulbeerbäume, die Preußens größter König pflanzen ließ, an den ausgerichteten Gehöftzeilen und besonders an den in einer Front liegenden Scheunen der Nordwestseite spürt man noch den Geist jener soldatischen Zeit; nach dem Sohn des alten Dessauers, Moritz, der die Siedlungen in Pommern leitete, trägt das Dorf den Namen.

Am See und an der Stargard—Stettiner Kunststraße ist im 20. Jahrhundert eine Reihe Landhäuser und Erfrischungsstätten entstanden, seit die Stadt Stargard den See erworben hat und das Nordufer der Erholung der Bürger dient, doch auch Stettin und seine Vororte schicken an heißen Sommertagen Hunderte von Ausflüglern hierher. Auf blumiger Trift, im sonnenheißen Ufersand, in schattigen Gärten und auf dem Schar wimmelt es dann von Menschen, die den Alltag vergessen wollen. Wer ihn aber wirklich vergessen will, der treibe im Boot hinaus auf die duftige Wäue des Sees, weit hinaus, wo das Stimmengewirr der Menge verhallt und nur Glocken ihre Klänge hinübersenden. Runow's nadelspitzer Turm grüßt vom Ostufer, der Park von Werch-

land begleitet uns. Am Weststrande dehnt sich Brenthofswalde in langer Gehöftreihe, Felder und Wiesen folgen in leichtgeschwungener Linie. Geheimnisvoll birgt der Park Klein-Rüßow einen alten Wendenwall und ein ephenumspannendes Kirchlein; erloschene pommersche Adelsgeschlechter schlafen hier den letzten Schlaf. Weiter südwärts ragt auf dem Steilufer ein neuzeitliches Schloß auf mit Turm und Säulen, Terrassen und Rampe. Dahinter lugt der zinnenbekränzte Kirchturm von Groß-Rüßow über die Dächer. Wieder eine halbe Stunde gen Süden, hinter einem gewaltigen Riß von Kalksteinen und Granit stößt Werben, des Weigackers größtes Dorf, an die Madüe, allerdings kehrt es dem See die Rückseite zu — der Landmann fürchtet die Madüe, erzählt von Strudeln und versunkenen Städten, von Teufelspud und Wasserjungfern, die alljährlich Menschenopfer fordern. Die buntbemalte Kirche, farbenfreudig mit Rosen und Tulpen gezielter Hausrat und hie und da noch die bunte, wertvolle Volks-tracht zeugen von wohlhabenden Bauerngeschlechtern, die sich manche Eigenart aus dem Mittelalter erhalten haben bis in die alles abschleifende Gegenwart.

Bei Werben mündet in die südöstlichste Spitze der Madüe (17,5 Kilometer vom Nordufer entfernt) die begrabte Pflöde, der Schöningkanal. „Kanal“ ist ein wenig zu hoch gegriffen; denn es ist nur ein breiter Graben, in dessen Unterlauf man gerade noch mit der 6 Meter-Solle wenden kann. Ein

Im geschichtlichen Vorkursus fasse ich deshalb die Zeit als Kraft auf, die sich in ihren Wirkungen, dem Geschehen, messen und schätzen läßt. Wirkungen dieser Kraft bieten sich überall ungefüht. Wo ein Geschehen ist, ist auch die Zeit am Werke. Bleiben wir beim Nächstliegenden: beim Wachsen und Vergehen, beim Altern. Stellen wir das Kind in den Mittelpunkt unserer Untersuchungen! — Schon das Kind der Mittelstufe sieht ein, daß sich die Zeit auch in ihm auswirkt, an ihm arbeitet — aber auch alle andern Dinge einer Veränderung unterwirft, daß alles fließt, sich aufbaut und auflöst, sich entwickelt — weil die Zeit da ist.

Als Zeitmaß für den heimatkundlichen Geschichtsunterricht kommt für uns zunächst ein Menschenalter, eine Generation, in Betracht. Drei Generationen bedeuten dann für uns ein Jahrhundert. Wir finden, daß seit der Zeit, wo Vater zur Schule ging, ein Menschenalter, seit der Zeit, wo Großvater zur Schule ging, zwei Menschenalter usw. verlossen sind. So kommen die Kinder zu lebenden Beweisen der Zeit. Die Zeiträume füllen sich mit lebendigem Inhalt. Für viele ist es zunächst etwas Unfaßbares, daß Großvater auch mal ein kleiner Junge wie sie war, daß er auch mal mit den Büchern unter dem Arme zur Schule kam. Das hat man dem alten Herrn gar nicht zugetraut! „Das muß aber schon lange her sein!“ — Kommen die Kinder zu dieser Erkenntnis, dann haben sie m. E. schon mehr gewonnen als wenn sie wissen, daß 60 Jahre „nur 30 cm“ bedeuten!

Aber auch auf andere Weise suchen wir uns die Zeit und Zeiträume klar zu machen. Die Kinder haben (als häusliche Vorbereitungsaufgabe) sich dem Alter ihrer väterlichen Wohnhäuser erkundigt. Jetzt stellen wir die Häuser zusammen, die „so alt wie Vater und Großvater“ sind. Wir finden Häusertypen, die sich nach Bauart und Alter sehr deutlich von einander unterscheiden. Während ersteres „noch neu“ aussieht, sieht jenes „schon älter“ aus. Wieviel Regen und Sturm und Sonnenschein hat jenes aber auch schon mehr erlebt! Wir stellen von jedem die charakteristischen Merkmale in einer Faustfäße zusammen. \*) Dann suchen wir uns noch ältere Häuser auf und finden noch zwei Gruppen. Solche, die zu Urgroßvaters Schulzeit nach dem Befreiungskriege und solche, die aus der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege stammen. Wir finden sogar ein Rauchhaus, das um 1750 erbaut wurde und rechnen aus, wieviel Generationen schon in diesem Hause gewohnt, gelebt und gelitten haben. Was könnte es uns alles erzählen! Man sieht es ihm an, daß es über drei Jahrhunderte hinreicht.

\*) Vergl. die Häusertypen in News, Heimatkunde als geschl. Vorkursus. Volksschule. Belg., Angenfalza. Heft 12. 27.

Oder wir sehen uns einmal die Bäume auf ihr Alter hin an. Da gibt es welche, die Vater oder Großvater gepflanzt hat. Wir vergleichen sie in ihrem Aussehen (Stammumfang, Größe, Krone usw.). „Ob sie nach 30 Jahren, wenn ihr mal „große Leute“ oder nach 60 Jahren, wenn ihr mal „alte Leute“ seid, auch noch so aussehen werden. Wie werden sie sich wohl verändern. Wir suchen uns solche alten Bäume auf und stellen durch Messen und Schätzen fest, wieviel Generationen wohl schon in ihrem Schatten gefessen haben. Ja, wir finden sogar eine 600jährige Eiche, die uns fast bis in die Zeit führt, als unser Ort aus kleinen Anfängen entstand, als die Dorfslur aufgeteilt wurde. Wie sieht sie aus! Eine Ahnung geht dem kindlichen Verstande auf, was 600 Jahre bedeuten! Vor ihr stand vielleicht ein ebenso alter Baum. Wie lange wird dieser noch stehen? — Geheimnisvoll rauschen die Blätter. Was ist ein Menschenleben? Was sind 100 Jahre, was 600? Sind sie auch jetzt noch eine bloße Subtraktionsaufgabe oder eine Strecke von so unbestimmtem Zentimeter? Oder sollten die Kinder doch schon Zeit und Zeiträume gefühlsmäßig, wenn auch immer noch unklar, erlebt haben?

Jetzt erst gehen wir daran und veranschaulichen uns die Zeit bildlich, zeiträumlich als Linie, als Papierstreifen oder Bindfaden. Wir gehen dabei von der alten Eiche aus, deren Durchmesser jährlich etwa 2 Millimeter im Durchschnitt gewachsen sein mag, das ist für uns die Einheit, mit der wir auf unserer Zeitkette — auf der natürlich zur besseren Uebersicht die einzelnen Jahrzehnte (und Menschenalter) verschiedene Färbung aufweisen — im späteren Geschichtsunterricht Zeiträume veranschaulichen, messen und klären. \*)

Die geschichtliche S. R., die sich nur an die Erscheinungen hält, muß ergänzt werden durch die Kulturkunde des Ortes. Diese schafft die Basis mit dem plastischen Hintergrund, auf der sich alle Geschichte aufbaut. Die Ortsgeschichte ist zum großen Teile — oft vielleicht zum größten Teile — Kulturgeschichte. Darum erfordern die Kulturbilder, die im Wesentlichen die Entwicklungsgeschichte des Ortes vorstellen, eine besondere Berücksichtigung. Eine Folge wichtiger Kulturbilder, die zur Charakterisierung des Mittelalters und zum Verständnis der Gegenwart notwendig sind, ist den Kindern zu bieten. Voraussetzung ist, daß diese Kulturbilder heimatlich orientiert sind. Von ihnen aus lassen sich leicht — auch den Kindern der Grundschule verständlich — Fäden spinnen zur Gegenwart.

\*) Ein anderes sehr beachtenswertes Mittel zur Gewinnung von Zeitvorstellungen bot vor einigen Jahren Dr. Theodor Fritsch mit seinen „Zeitpunkttafeln“ (Leipzig, Brandstetter).

Zwar kann die Volksschule und vor allem nicht die S. R. den Entwicklungsgedanken in seiner ganzen Größe entrollen; aber eine Ahnung von dem Fortschritt, den die Menschheit hinter sich und noch vor sich hat, wird sie auch dem Volksschüler der kleinsten und entlegensten Landschule aufgehen lassen.

Eine Gefahr und Klippe droht jedem — auch dem heimatkundlichen — kulturgeschichtlichen Unterricht. Der sich anbietende Stoff ist unüberschaubar, unendlich und unbegrenzt. Die heimatliche Kulturgeschichte kann sich leicht ins Breite und Uferlose verlieren. Sie wird leicht zur „Kulturkunde“ im Sinne Ganzbergs und auch Klemens. Zur „Geschichte des Spötenkopfes“ darf sie nicht ausarten! Diese Klippe des kulturgeschichtlichen Unterrichts muß beachtet und glücklich umschifft werden. Im allgemeinen gilt das Wort Herberts, der auch der Kulturgeschichte einen sicheren Kompaß gab: „Vertoben, die kein Meister beschrieb, deren Geist auch kein Dichter atmet, sind der Erziehung wenig wert.“

Eine zusammenhängende Heimatsgeschichte (Orts-geschichte), die die Kulturgeschichte in rechter Weise berücksichtigt, ist als geschichtlicher Vorkursus sehr wohl geeignet. Sie führt die Jugend zum geschichtlichen Verständnis der heimatlichen Gegenwart, der eigenen Erfahrungswelt des Kindes. Sie liefert brauchbare Vorbegriffe für die völkische Geschichte, ist „praktische Erziehung“ fürs Gemeindeleben, weckt Liebe zur Heimat, zum Volk und Vaterland und Achtung vor Vätern, Ort und Sat. Das Gefühl der natürlichen Zusammengehörigkeit des Kindes mit dem Boden, auf dem es aufwächst und in den hinein die Wurzeln seines Wesens reichen, wird durch sie gesteigert zu einer besetzten Innigkeit, die an Religion erinnert.

Der Einwand, daß ein heimatgeschichtlicher Kursus dem völkischen Geschichtsunterricht Zeit wegnahme, ist m. E. ziemlich hinfällig. Er nimmt diesem ja auch Stoffe und Arbeit vorweg, die sonst dem späteren Geschichtsunterricht zugewiesen werden müßten. Geschichtliche S. R. ist Geschichte; Geschichte, deren Grundpfeiler Heimat und Gegenwart sind.

### 3. Heimatsforschung für die Schule.

Die Sammlung und Bereitstellung des heimatkundlichen Materials ist eine zwar mühevollere, aber notwendige und dankenswerte Aufgabe des Einzelnen, der Junglehrer- und Bezirkslehrervereine — und der Zeitungen. Leider haben noch viel zu wenig Zeitungen eine „Heimatbeilage“. Sehr zu begrüßen wäre es, wenn z. B. die führende Zeitung eines Kreises mindestens monatlich einmal eine Heimatbei-

ites baumarmes Wiesental, in dem der schmale Wasserlauf fast verschwindet, dehnt sich zwischen der Madüe und dem oberen Plönsee aus. Wo die Eisenbahn und Chaussee Stargard-Pyriz die Senke kreuzen, liegt Friedrichsthal, ebenfalls eine Gründung Friedrichs des Großen. Heute bildet der weithin sichtbare Schornstein der Zuckerrübenfabrik das Wahrzeichen des Ortes. Der obere Plönsee mit seinen stillen Parks hat landschaftlich intimere Reize als die große Madüe. Die weite Niederung zwischen beiden Seen war ehemals noch schwerer zu überschreiten als heute, oft ist um den Uebergang gekämpft worden, zuletzt im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Zorndorf, als die Preußen den nach Norden ausweichenden Russen nachdrängten.

Den Südrand der Madüe umsäumt ein 2—3 Kilometer breiter Wiesenstreifen, den steil der Abhang des Weizackers bei dem Dorfe Horst überragt. Große Rohrkämpfe bringen hier weit fernwärts vor. Zwischen ihnen bildet das Schlar flache, stille Buchten, über denen im Sommer Libellen gaukeln, während im Röhrich Enten, Wasserhühner und Rohrdommmeln lärmen. Am Ufer stolzieren ein Storch und über 'em Wiesenland zieht eine Weihe ihre Kreise, selten sucht ein Jäger oder Fischer den Strand auf. Auf ferner kahler Höhe dreht die Mühle von Müllendorf ihre Flügel, und der Name dieses Dorfes versetzt uns wieder in die Zeit Friedrichs des Großen. Generalfeldmarschall von Müllendorf, der Erstürmer des Kirchhofes von Leuthen, war Pate des Dörfleins.

Klettern wir hinauf zu der Mühle, so überblicken wir nach Nordwesten die Ebene der Madanzig, die sich am Bangastsee und an der Madüe ausdehnt mit endlosen Wiesenflächen. „Der erste Diener des Staates“ ließ durch Brenkenhoff die Madüe um 8 Fuß senken. Da konnten auf dem entwässerten Lande eine Reihe von Dörfern angelegt werden; in der Madanzig z. B. Giesenthal und Raumersaue an dem Rattengraben. Schnurgerade läuft der Graben von Bangastsee zur Madüe hinab — im Gegensatz zum Kretzgraben, der von der Bucheide zum Bangastsee in vielen Windungen fließt.

Am Nordrande der Madanzig entströmt die Plöne (oder eigentlich der Bodengraben) der Madüe. Zwischen buschbewuchertem Pfahlwerk wirbeln die klaren Wasser dahin zum Seelowsee und weiter nach Colbag. Hier gründeten vor 750 Jahren Pommerfürsten ein Zisterzienserkloster, das für die Kultur der Gegend von außerordentlicher Bedeutung war. Es waren keine Männer der Kunst und Wissenschaft, die in dem neuen Kloster wirkten, sondern Leute mit praktischem Sinn. Sie rodeten und entwässerten, bauten Mühlen und Kirchen, erwarben Grundbesitz und legten Dörfer an. Zur Besiedlung der Gegend riefen sie deutsche Bauern aus der Altmark in das wendische Pommer. Diese deutschen Einwanderer brachten nicht nur heimische Orts- und Flurnamen, sondern auch niederdeutsche Sprache und Sitte mit ins Wendenland. Als Colbag im 18. Jahrhundert schon längst königliches Amt geworden war, war es

noch immer eins der ertagreichsten Ämter, und noch heute spüren wir in den großen Dörfern des Weizackers leise das Wirken jener Klosterväter. Das Mittelschiff des Münsters in Colbag zeugt von ihrer Baukunst. Auch ein Wehrturm und einige andere Baulichkeiten reden von Colbag' Vergangenheit. Von dem Klostergarten, der noch gerühmt wurde, als Colbag im 17. Jahrhundert ein Herzogliches Amt war, und vom Kreuzgang ist nichts auf unsere Tage gekommen.

Noch im Fischerdorf Seelow (nördlich vom Bodengraben) am Westufer der Madüe grünt noch eine alte Linde, und man sagt, der Abt des Klosters habe seinen Esel hier festgebunden, wenn er zum Gottesdienst von Colbag herüberkam. Im nahen Katharinenberge ruhen kupferne, silberne und goldene Schätze und manch Kleinod liegt in der Pondschaft Pommerens verborgen, sichtbar nur für den, der mit suchenden Augen das Pommerland durchstreift.

Von der Maräne wäre noch zu reden, jenem Fisch, der die Madüe bei Feinschmedern berühmt gemacht hat. Die Maräne ist als Kaltwasserfisch in ferneren kalten Zeiten in die Madüe eingewandert und fand bei dem langsam wärmer werdenden Klima in der Tiefe des Sees das ihr lebensnotwendige kalte Wasser. Daher hat sie sich auch in anderen tiefen Seen Norddeutschlands behauptet. Im Volke aber erzählt man, der Gottseibeiuns habe sie für einen ledernenigen Colbager Abt von Italien nach Pommeren gebracht. Paul Diebals, Stettin.

Tage bieten konnte. Sollte dies aus technischen oder anderen Gründen nicht möglich sein, so würde sich die Schriftleitung der Zeitung vielleicht dazu bereit finden, eine Seite der „Unterhaltungsbeilage“ im Sinne des Heimatgedankens auszubauen, die die Leser bekannt macht mit den Schönheiten und Eigenarten der heimatischen Scholle, mit den Stätten heimatischer Kultur und des heimatischen Altertums, die Beiträge zur Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart bietet, die alte Ueberlieferungen, heimatische Sitten und Gebräuche, die sich bei besonderen Gelegenheiten bis auf die heutige Zeit erhalten haben, heimatische Aberglauben, Rätsel, Lieder usw., sammelt und nicht zuletzt auch bekannt und vertraut macht mit der heimatischen Tier- und Pflanzenwelt. Diese Heimatbeilagen gesammelt würden dann schon eine kleine Heimatfunde des Kreises ergeben, in der mancher an stillen Winterabenden blättern und lesen würde.

Stoff zur geschichtlichen Heimatkunde findet sich in Schul-, Orts- und Kirchenchroniken. Gerichtsakten liefern für Hegenprozesse, Streitigkeiten zwischen Bauern und Grundherren, Abfindungen der „Gerechtfame“ usw., wertvolle Beiträge; teilweise auch die Arch- und Stadtbücher oder Klosterurkunden, zu denen der betreffende Ort in früheren Zeiten gehört hat. Wo diese Quellen spärlich fließen oder mangelhaft sind, erfährt man besonders für das letzte Jahrhundert oft von älteren Leuten wichtige Angaben und Anhaltspunkte.

Wenn ein Lehrer diesen Quellen nachgeht, so dürfte es ihm in den meisten Fällen möglich sein, selbst für das entlegenste Dorf eine Heimatgeschichte zu schaffen, die sich im Unterricht als brauchbar erweist. Entstandene Lücken sind durch charakteristische Kulturbilder der provinziellen oder völkischen Geschichte, die dann aber dem Standpunkte der Kinder gemäß eine heimatörtliche Färbung tragen müßten, zu überbrücken. Eine dankbare Aufgabe ist es auch Sagen und Sprichwörter, Sitten und Gebräuche, sofern sie im heimatischen Boden wurzeln, zusammenzustellen, um sie der geschichtlichen Heimatkunde nutzbar zu machen.

Leitende Grundsätze, nach denen eine Geschichte der Heimat aufgestellt werden muß, wenn sie geschichtlicher Vorkursus sein soll, sind:

1. Sie muß in anschaulichen Kulturbildern ein zusammenhängendes Gemälde von der Entwicklung des Ortes geben.
2. Diese Kulturbilder müssen grundlegende Stüge, die bestimmend im Gang der allgemeinen Geschichte mitgewirkt haben, berücksichtigen.
3. Hervorhebung und Klärung der Kulturzustände, soweit sie dem Verständnis der Kinder zugänglich sind, muß durch sie möglich sein.
4. Sie müssen die Spuren der Vergangenheit in der Gegenwart erkennen lassen. Die Beziehung zur Gegenwart muß den Kindern faßbar sein.

Wenn der Heimatgedanke im Unterrichte richtig zum Durchbruch kommen soll, so muß der Lehrer Heimatforscher sein. Zwar ist es richtig, daß der Lehrer nicht eigentlich aufs Land kommt, um Forscher zu sein. Im allgemeinen braucht er den Stoff für den Unterricht nicht erst zu schaffen und zu suchen, sondern hat ihn nur so zuzubereiten, wie das Kind ihn brauchen kann. Das Herbeischaffen des Stoffes ist Sache des Forschers und Gelehrten. Aber hier eben ist der Hafen. Welcher Gelehrte kommt nach A-hagen oder B-dorf und untersucht seine besondere Vergangenheit? Welcher Sprachgelehrte widmet sich so eingehend den Spracheigentümlichkeiten gerade seines Ortes, wie er es für den Unterricht benötigt? Welcher Kulturforscher sammelt all die Sitten und Gebräuche, Sagen und Erzählungen, die er als Grundlage seiner Schularbeit verwenden könnte?

Hinzuweisen wäre noch auf die bestehenden Heimatmuseen, die für die heimatkundliche Schularbeit ihres Kreises recht fleißig benutzt werden könnten.

#### 4. Wie kann der heimatkundliche Stoff als geschichtlicher Vorkursus bargeboten werden?

Da die Heimatgeschichte geschichtlicher Vorkursus ist, kommt es weniger auf ein Wissen um geschichtliche Daten als auf Verstehen der geschichtlichen Zustände und Zusammenhänge an. Die anschauliche und ausmalende erzählende Darstellung

kommt also als Darbietungsform zunächst in Betracht. Aber durch die örtliche Färbung des Stoffes und seinen Zuschnitt auf die Gegenwart und durch das überraschend große Interesse und Verständnis, das die Kinder der Heimatgeschichte entgegenbringen, wird sich in vielen Fällen das entwickelte Verfahren von selbst aufdrängen und eine gemeinsame, selbsttätige Erarbeitung möglich machen. So oft sich Anlaß findet, werden Quellenstücke der Schulchronik usw. oder andere quellenähnliche Darstellungen als Ausgangspunkt der Behandlung genommen werden. Nicht die Wissensanhäufung ist das Ziel, sondern die Befähigung zum Wissenserwerb entspricht dem Arbeitsunterricht.

Die Vertiefung wird die grundlegenden, allgemeingeschichtlichen Wahrheiten und Zusammenhänge klären, besonders in Bezug auf die gegenwärtigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände.

In der Verknüpfung wird das Allgemeingültige in ähnlichen Zuständen und Verhältnissen auch aus anderen Unterrichtsgegenständen, das für das zu gewinnende geschichtliche System von Bedeu-

tung ist, geklärt und festgesetzt, das dann auf der Stufe der Zusammenfassung auf eine klare und knappe Formel gebracht wird, die dann im ganzen genommen die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung des Ortes als „System“ ergeben.

Die Anwendung der durch den heimatischen Geschichtsunterricht erworbenen Einsichten und Erkenntnisse, das geschichtliche Denken und Urteilen erfolgt durch Beantwortung der Fragen „wodurch“ und „wie“ sich aus dem einen Kulturbild das andere und besonders das der Gegenwart entwickeln konnte und mußte, soweit diese Fragen bei der Behandlung noch nicht ihre Antwort fanden. Die Beantwortung dieser Fragen bietet Stoff zu schriftlichen und häuslichen Aufgaben. — Die praktische Anwendung der durch diesen geschichtlichen Vorkursus erworbenen Erkenntnisse erfolgt im späteren Geschichtsunterricht und weiterhin dadurch, daß die schulentlassene Jugend tätigen Anteil am Gemeinde- und Staatsleben nimmt. Aus den Einsichten und der Fähigkeit des geschichtlichen Urteilens soll und muß der Pflichtwille erwachsen, mit allen Kräften an der bestmöglichen Weiterentwicklung der Orts-, Stammes- und Staatsgemeinschaft mitzuarbeiten.

## Aufruf zum Sammeln der Volksfagen des Kreises Röslin.

(Aufgestellt von Professor Dr. Haas-Stettin.)

Der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege e. B. Röslin bereitet durch seinen Vorsitzenden Dr. Schulz-Röslin die Herausgabe aller erreichbaren Sagen und Ueberlieferungen aus Röslin Stadt und Landkreis vor und wendet sich aus diesem Grunde an alle Freunde unserer Heimat, die in den einzelnen Ortsteilen unseres Kreises etwa im Umlauf befindlichen Sagen ihm freundlichst mitzuteilen. Auch wo nur noch ganz allgemeine Erinnerungen an das Auftreten eines Spules vorhanden sind, wird um Bericht hierüber gebeten. Erwünscht ist die Mitteilung der Sage in der Form, wie sie im Volke erzählt wird, wenn diese Form auch bisweilen ungenau und der Inhalt scheinbar widerspruchsvoll erscheinen sollte. — Nachstehender Fragebogen gibt an, welche einzelnen Gebiete die heimische Volksfage umfaßt.

1. Alte Götter und Dämonen: Wilder Jäger, Bode, Wotte, Waude, Gaur, Nachtjäger, Hadelberend, Hadelberg, Schimmelreiter; wo hauft er? wann erscheint er? wer sind seine Begleiter? wen jagt er? Soll den Widdelweg! Tihö, tihö! — Roggenwolf, Puttmöm, Kornmöm; Frie, de olle Frie, Fu, Fuil, Fru Friden. — Rebel- und Winddämonen, Lindwürmer und andere Tierdämonen.

2. Haus- und Schiffsgeister: Draß, Raß, Pul, Robold, Rotjädter, Rotbüchß, Klabaftermann. Draß erscheint als freier Schweif im Schornstein, trägt Geld und Korn zu. Pul sitzt hinter dem Ofen, besorgt die Hauswirtschaft. Klabaftermann schließt das Schiff. Wie entsteht der Klabaftermann?

3. Teufel: Namen (Deutert, Satan, He), Gestalt und Aussehen des Teufels. Führt Dämme auf, hilft in der Not, läßt sich die Seelen der Hilfsuchenden verschreiben, wird übertölpelt und angeführt. Teufelscheunen, Teufelssteine, Teufelsbrüche; Teufel in Tiergestalt; Weßetaler; Teufel entführt Kartenspieler, Meineidige.

4. Schatzfagen: Schätze in Burgwällen und mittelalterlichen Burgen, historische Schätze, Kriegskassen; vergrabene Schätze lottern, ruden, werden ausgegraben. Schätze unter Steinen, in Hüengräbern, in Seen, in Torfmooren.

5. Riesen: Riesen oder Hünen schleudern Steinblöcke, reißen Gebäude ein, bewegen Sandberge von einer Stelle zur anderen, wandern aus, ziehen sich vor den Menschen zurück. Riesensteine, Nappfchensteine, Opfersteine mit Eindrückchen oder Riesenhande. Hünenberge, Hünenhaden, Hüengräber.

6. Zwerge: Zwerge, Unterirdische, Uelken, Ullen, Jüllen. Aussehen und Farbe derselben, wie viel Arten von Zwergen gibt es? Bewahren Schätze, wohnen unter alten Hüengräbern, helfen den Menschen, leihen von ihnen Badtröge und Brautessel, erscheinen auf Kindtaufen und Hochzeiten, vertauschen

ihre Kinder (Wechselbälge) gegen menschliche Kinder, wandern aus.

7. Wassergeister: männliche und weibliche, Nidel, Nider, Raffer, Nize, Wassernize, Meerweibchen, Witte, Witmer, Seefjungern, Wasserperde, Kofse im See, verwünschte Prinzessinnen. Wann und wo zeigen sie sich? Wie sehen sie aus? Wie können sie erlöst werden?

8. Hegen und Zauberer: behegen Vieh und Milch, fügen den Nachbarn Böses zu, verwandeln sich in Ragen, Ziegenböcke, dreibeinige Hasen. Fahren in der Walpurgisnacht (Wolbrechtsnacht) zum Blodsberg, Hegenanzplatz. Wo gibt es Blodsberge? Hegenmeister, Schwarzkünster, Freischützen; Zauberbücher; Berwölfe, Wolfsriemen vererben sich.

9. Mahrt: Af, Apbrüden, Moar, Moarrieden, Moar bei Menschen und Vieh (Pferden). Erscheint als Mädchen aus Engelland, als Strohalm, Badbirne, Marber, Itis, im Siebrand, wird gefangen und zur Ehe gezwungen. Heißt es der oder die Mahrt?

10. Irrlichter, Feuermänner: Wo und wann erscheinen sie, was stellen sie vor? Sind Seelen ungetaufter Kinder, führen in die Irre, zeigen Schätze, untergegangene Städte an.

11. Spul und Gespenster: Wiedererschwindende Tote, allerlei Spul- und Gespenstererscheinungen, ruheloße Geister. Gehen im Hause, in alten Ruinen, auf Galgenbergen, an Mordstellen und Richtstätten, in Hohlwegen, auf Kirchhöfen, in alten Gewölben, auf Kreuzwegen, an Brücken, Hüengräbern, bei Baumgruppen um. Erscheinen als Ohnekopf, Schimmelreiter, Fubel, Rage, Schaf, Schwein, Kalb, kopfloser Schimmel, Gespensterkutsche. Wie wird der Spul erlöst?

12. Untergegangene und versunkene Städte, Dörfer, Burgen, Schlösser, Klöster, Kirchen, Klöster, Kapellen. Durch göttlichen Jorn, durch Zauber, durch Verwünschung, durch feindliche Gewalt, durch Naturereignisse, Wasserfluten, Sturmfluten.

13. Steinfagen: Erratische Blöcke (Findlinge), Opfersteine, Nappfchensteine, Teufelssteine, Hegensteine, Grenzsteine.

14. Baumfagen: Spulbäume, Wunder- und Selbäume, Mal-, Grenz- und Erinnerungsbäume.

15. Glodensfagen: Glodenguß, Gloden haben Namen, können sprechen. Gloden von versunkenen Kirchen, was rufen sie? wann erscheinen sie? Werden entdeckt, fortgeführt oder versinken wieder.

16. Wetter, Gestirne, Feuererscheinungen (Nordlicht, Meteore), Nebel, Orkan; Bild in der Sonne, Mann im Monde; der große Bär, Däumling (Dümmel), Sternschnuppen, Donner, Bliz; Seebär.

17. Tiere, Pflanzen, Mineralien: Wann können die Haustiere sprechen? Wo hat das Pferd ursprünglich seine Augen gehabt? Sagen vom Wolf und Fuchs. Vogelhochzeit, Bettflug der Vögel, Storchland; vom Bauern und den Fröschen; Kiebitz, Ruckuck, Nachtigall (eine verwünliche Schäferin); warum die Kröte rote Augen hat (Guden Dag, Fru Abendblau); Bernstein.

18. Dertliche und geschichtliche Sagen: Landstraßen, Hohlwege, Kreuzwege, Wiesen, Berge, Burgen und Burgwälle, Wendensriedhöfe, Schlösser;

Seeränder Störtebecker, Herzog Bogislaw, Gustav Adolf, Karl XII., der Große Kurfürst, der Alte Fritz, Adlige; Gründung von Städten, Dörfern, Schlössern; Schlachten, Mordtaten.

19. Schwänke, Streiche, Erzählungen: vom dummen Bauer, Dummhans; Schildbürger, Janower Streiche; der Alte Fritz auf Reisen; Hofnarren.

Für jede, auch die kleinste, Mitteilung ist dankbar

Dr. Schulz-Röstin, Mühlentorstraße 24.

## Sagen und Schwänke aus Zuchen.

Von G. S a ß - Senkenhagen.

### 1. Der schwarze Hund von Zuchen.

Vor vielen Jahren spukte es im Schlosse von Zuchen. Das Gespenst zeigte sich in vielerlei Gestalt. Am häufigsten erschien es als großer schwarzer Hund mit feurigen Augen; diesen unheimlichen greulichen Hund haben viele Leute gesehen. Es war bei den Einwohnern nun der Glaube verbreitet, daß der Hund, sobald er sich zeige, irgend ein Unglück unter dem Vieh anzeige.

Seiner Zeit war auf dem Gute ein Gärtner angestellt, welcher auch die Gutsforst zu betreuen hatte und infolgedessen auch Jäger war. Er hatte eine Wohnung im Schlosse. Dieser, ein unerschrockener Mann, glaubte nicht an Spukgeschichten. Weil er schon etwas über die Grenze von Pommern gekommen war, hielt er sich für sehr aufgeklärt und hatte für die Gespensterfurcht und den Aberglauben seiner Mitmenschen nur ein mitleidiges Lächeln. Er wurde aber eines besseren belehrt. Sobald der schwarze Hund gesehen wurde, behauptete er, es wäre ein Dorfkötter, der auf eigene Faust das Jagdrecht ausübe, und dem er das Handwerk legen würde. Er paßte nun scharf auf; auch hatte er einige Knechte überredet, ihm, sobald sich der Hund zeige, Mitteilung zu machen. Eines Nachts wird ihm von einem Knecht der Hund gezeigt, wie er vom Gutshof über den Kirchhof auf die Landstraße nach Kleist trabt. Der mutige Jägersmann folgt ihm mit geladener Flinte, begleitet von seinem treuen Nimrod, der Knecht aber hatte sich aus dem Staube gemacht.

Auf der Hälfte des Weges zwischen Zuchen und Kleist, an der „Mügelöhden“ (Sumpfsgebiet mit Erlensbestand) steht mit einem Male der schwarze Hund mitten auf der Landstraße und funkelt den Jäger mit seinen feurigen Lichtern an. Der Jäger bleibt stehen, nimmt ruhig die Flinte in Anschlag, zielt und feuert. Der Hund ist aber plötzlich verschwunden. Der Mond, der vorher ganz hell geleuchtet hatte, hat sich hinter einer Wolke versteckt. Dem Jäger ist es ein Rätsel, daß er den Hund auf dieser kurzen Entfernung und bei der guten Beleuchtung gefehlt haben sollte. Er begibt sich daher auf die Suche, seinen Nimrod am Riemen führend. Kurz vor der „Bollbrüg“ (Grenze zwischen Zuchen und Kleist) steht der ungeheuerliche Hund wieder plötzlich vor ihm. Der Mond scheint wieder ganz hell, so daß er wieder gut zielen kann. „Jetzt kommst du mir nicht wieder fort!“ denkt der Jäger. Der Schuß fällt, und der Hund ist wieder verschwunden, dafür steht plötzlich eine greuliche Kage auf derselben Stelle und funkelt ihn an. Außerdem hört er rund um sich ein jämmerliches Klagen und Wimmern. Nimrod ist ihm vor Angst zwischen die Beine getrotzen. Der Jäger kennt aber keine Furcht. Er läßt schnell sein Gewehr und schießt jetzt auf die Kage. Die Kage schnell hoch und springt durch die Luft auf einen etwa zehn Meter entfernt stehenden Baum. Das Klagen und Wimmern verstärkt sich. Der furchtlose Mann steht ob solcher Begebenheit verdußt da. Er saßt sich an den Kopf, kneift sich ins Ohr, in den Arm, um sich zu überzeugen, ob er träumt oder wach ist. Der Mond scheint so klar, daß er die Gegenstände ganz deutlich erkennen kann. Auch die Kage steht er auf dem Baume. Er legt nochmal an und schießt auf die Kage. Die Kage ist verschwunden. Aber von dem Baum fällt jetzt ein großes schwarzes Tuch. Nimrod ist von ihm fortgelaufen und steht jenseits des Grenzgrabens. Den Jägersmann be-  
fällt jetzt doch ein Grauen. Kalter Schweiß bedeckt

sein Gesicht. Er beißt die Zähne zusammen, zieht seinen Hirschfänger und geht auf den Baum zu, um die Sache aufzuklären, mag es kosten was es will. Wie er aber an den Baum kommt, ist das Tuch verschwunden. Dafür entsteht aber ein Gekreische und Gebrülle in der Luft, als wenn alle Teufel losgelassen wären. Er ist jetzt wie gebannt und kann nicht von dem Baume los. Jetzt schlägt es in Zuchen 1 Uhr und der Spuk hört mit einem Schlage auf. Auch Nimrod kommt mit großen Sprüngen schweißwedelnd wieder zu ihm. Kopfschüttelnd verläßt er den Ort seines nächtlichen Abenteuers und hat nie wieder Jagd auf den schwarzen Hund gemacht.

### 2. Der Ziegenbock auf dem Gutshofe von Zuchen.

In der Zeit der ärgsten Gespensterfurcht verlebte ein Ziegenbock sein tatenreiches Leben auf dem Gutshofe in Zuchen. Einige Leute behaupteten, er wäre dazu eingestellt, um die Krankheiten der Pferde an sich zu ziehen. Andere sagten: „Dei ul Jägebud möckst bloß dumm Zügl!“ Abergläubische Leute waren fest davon überzeugt, daß der Bock mit dem Teufel im Bunde sei. Genug, der Bock war da und machte viel von sich reden.

Einmal waren Bauhandwerker aus Janow auf dem Gutshofe beschäftigt, welche ihre Schlafstelle im Stalle hatten. Der Polier, als Führer der Kolonne, hatte im Schlosse ein Zimmer eingerichtet erhalten. Die Mahlzeiten wurden gemeinsam mit den Knechten in der Gesindestube eingenommen. Wie es so üblich ist, besonders in solch altem Schlosse, wurden beim Essen auch allerhand Sagen und Spukgeschichten erzählt. Als die Knechte nun merkten, daß der Polier besonders abergläubisch war und jeden Unsinn glaubte, wurden ihre Geschichten noch unglaublicher.

An einem recht trübten Herbstabend, an dem es in der Gesindestube besonders gruselig zugegangen war, war es dem armen Polier besonders ängstlich zu Sinn. Um auf alle Fälle gerüstet zu sein, behielt er die Kleider beim Zubettgehen an und verriegelte außerdem noch von innen seine Zimmertür. An Schlafen war aber nicht zu denken, dafür war er viel zu aufgeregt. Auch lag sein Zimmerchen abseits und einsam an dem großen Hausflur. Verstärkt wurde seine Angst noch durch den schauerlichen Schrei des Uhus im uralten Park. Seine Phantasie arbeitete fieberhaft. Das geringste Geräusch ließ ihn auffahren. Jetzt naht die Geisterstunde; mit dem letzten Schläge kommt etwas den Flur entlang getappt. Der arme Polier horcht angestrengt. Eben scheint alles wieder still im Hause, nur der Wind setzt und wimmert schauerlich durch die schon entlaubten Bäume. Da plötzlich tappt und schurrt es an seiner Zimmertür. Den armen Mann befällt ein Grauen. Kalter Schweiß bedeckt sein Gesicht. Die Haare sträuben sich. Er will schreien, aber kein Laut entringt sich seiner Kehle. Jetzt hört er, wie das unheimliche Wesen eine Treppe hinaufstappt. Er wartet noch ein Weilchen, dann riegelt er leise und zitternd die Türe von innen auf und huscht auf den Flur und strebt der Haustüre zu, um sich in Sicherheit zu bringen. Seine Flucht ging aber nicht so geräuschlos ab. Als der vermeintliche Spuk nun hört, daß auf dem Hausflur jemand geht, springt er mit einem Sage die Treppe wieder hinab und auf einen, an der Treppe stehenden Kleiderschrank und von hier mit einem Sprunge nach der Haustür und dem eben entfliehenden Polier in den Rücken, so daß dieser halbtot vor Angst und Grauen zusammenbricht.

Wären jetzt nicht die Knechte, die Anstifter des Spukles hinzugesprungen, so wäre der verängstigte Polier nicht lebend den Hörnern des Teufels entronnen.

Der Spuk war der Ziegenbock. Er naschte gerne und kannte genau die Kammer, wo die Köchin ihren Grüntram und Wurzelgemüse aufbewahrte. Diese Kammer hatte man dem Polier als Schlafzimmer eingerichtet. Weil nun die Knechte wußten, daß der Bock immer nach diesem Zimmer strebte, um zu naschen, hatten sie mit ihm schon öfter einen Spuk aufgeführt, um die Mädchen graulich zu machen. Daß der Scherz mit dem abergläubischen Polier solchen Ausgang nehmen würde, hatten sie nicht bedacht. Der arme Mensch mußte noch in der Nacht zum Arzt gefahren werden.

## Die Sagen von Verwandlungen in Stein.

Von Prof. D. Knoop.

In unsern deutschen Sagenbüchern nehmen die Sagen von einer Verwandlung in Stein einen breiten Raum ein. Diese Sagen sind alt und finden sich aus frühester Zeit auch bei andern Völkern. Die älteste ist wohl die biblische Erzählung von Lots Weib, das in eine Salzsäule verwandelt wird, zur Strafe für echt menschliche Neugier, nach dem biblischen Bericht zur Strafe für die Uebertretung des göttlichen Gebotes, sich auf dem Wege nicht umzusehen, dessen Stellung hier recht grund- und zwecklos erscheint. Veranlaßt ist die Sage durch das häufige Vorkommen von einzelnen prismenförmigen Steinsäulchen im Süden des Toten Meeres, hauptsächlich in der Gegend, wo einst die Stadt Sodom gelegen haben soll, die wie Erdpyramiden oder Säulen hervorragen und, von weitem gesehen, das Aussehen von menschenähnlichen, besonders frauenähnlichen Gestalten zeigen (M. Blankenhorn, Das tote Meer und der Untergang von Sodom und Gomorra S. 26). Derselbe Vorgang von Sagenbildung zeigt sich auch im klassischen Altertum. Ovid erzählt im zweiten Buche seiner Metamorphosen von dem Hirten Battus, der zur Strafe für seinen Verrat von dem Gotte Merkur in einen Stein verwandelt wird:

ait perioraque pectora vertit  
in durum silicem, qui nunc quoque dicitur Index  
d. i. Sprach's und verwandelte die meineidige Braut in einen harten Kiesel, der auch heute noch „Index“ genannt wird, d. h. Anzeiger; es mag also wohl ein als Wegweiser dienender Stein gewesen sein, der, aus der Ferne gesehen, die Gestalt eines alten Hirten hatte. Bekannt ist die Erzählung von der Niobe, die von Apollo und Diana ihrer blühenden Kinder schar herab und dann selbst in Stein verwandelt wird (Ilias 24, 602 ff. und Metamorphosen 6, 309 ff.). Durch einen Sturmwind wird die Verwandlung fortgerissen in ihr altes Vaterland und steht nun dort auf den Höhen des Gipplos, wo sie als Fels, als Steinbild, das Leid klagt, das ihr die Götter angetan haben, und dazu Tränen vergießt.

Wir haben hier also schon den später häufig erscheinenden Sagenzug von den fließenden, schwindenden, eine Feuchtigkeit (besonders Blut) von sich gebenden Steinen, den wir auch in pommerschen Sagen mehrfach finden. Das verfeinerte Ehepaar bei Damsdorf im Kreise Wittow erscheint rot, d. i. blutig, wenn es mit einem scharfen Werkzeug geritzt wird; der Stein auf dem Damsdorfer Felde soll geblutet haben, als man ihn spzengen wollte, um ihn beim Bau eines Hauses zu verwenden; die Steine von Budow, ein verwünschtes Elternpaar mit seinen Kindern, bluten, als sie von einem Steinmezen bearbeitet werden (Knoop, Volksagen aus dem östlichen Pommern S. 22 und 57), und ein Steinblock im Fundament der Kirche zu Nowe im Kreise Stolp schmilzt zu gewissen Zeiten Wasser aus.

Die Verwandlung in Stein wird von einem göttlichen Wesen vollzogen, in unsern pommerschen Sagen von Gott selbst oder von einer höheren Gewalt, auch von Zauberern und Hexen; oft wird der Verwandlung nicht genannt, es ist dann immer Gott gemeint. Die Gründe für die Verwandlung sind mannigfaltiger Art. Der Schweinetreiber bei Puckow im Kreise Belgard ist mit seiner ganzen Herde in Stein verwandelt worden, weil er einen Bräutigam, der mit dem heiligen Abendmahl bei ihm vorbeizog, verspottete (M. Sahn, Volksagen aus Pommern und

Rügen Nr. 303); die Hege zu Klingbeck im Kreise Neustettin verwandelt einen Schäfer mit seiner Herde in Stein, weil er ihr eine grobe Antwort gibt (Destl. Hinterpommern S. 139); die verwünschten Steine bei Hohenwardin im Kreise Belgard sind zwei Schäferknechte gewesen, die, um sich die Zeit zu vertreiben, ihren Käse auf die Erde warfen und ihn dann gegenseitig zu haften suchten (ebd. S. 133); die Steine bei Birchow im Kreise Draburg, die als Adamstanz oder Steintanz bezeichnet werden, sollen Menschen sein, die einst vor mehreren hundert Jahren dort am heiligen Pfingsttage einen nackten Tanz aufführten (Haas, Pom. Sagen Nr. 157); der Brauerstein bei Lupow im Kreise Stolp ist ein Edelmann gewesen, der sein Hab und Gut durchbrachte und dann „prachern“ gehen mußte, bis er dort, wo jetzt der Stein steht, vor Hunger tot zu Boden fiel und dann in den Stein verwandelt wurde (Destl. Hinterp. S. 63). Ein Zauberer, der das Unrecht haßt, verwandelt bei Bütow die Unrecht urteilenden Richter in Steine (S. A.). Die verhexten Steine bei Ofeden im Kreise Lauenburg sind ein in Stein verwandeltes Fuder Heu und ein Bauer, den ein Priester in Stein verwandelt, weil er während der Messe von der Pfarrwiese Heu stiehlt (Haas, Pom. Sagen Nr. 159); einen gottlosen Bauern zu Koppalin im Kreise Lauenburg, der an einem Sonntage Heu einfährt, damit im Sumpfe stecken bleibt und dann in die furchtbarsten Verwünschungen und Gotteslästerungen ausbricht, verwandelt Gott in Stein (Destl. S. S. 45); die schon erwähnten Steine bei Budow sind ein verwünschtes Elternpaar mit ihren Kindern, die an einem Sonntag vormittag nach Rüssen gegangen sind, also wieder Entheiligung des Feiertages, die auch sonst nach unsern Sagen von Gott schwer bestraft wird.

Aber auch gewöhnliche Menschen können in Stein verwünscht werden. Das böse Wort: „daß du doch zu Stein würdest!“ zu böser Zeit oder im Zorn und Unmut gesprochen, besitzt die Zauberkraft, irgendwelche Gegenstände in Stein zu verwandeln. Bei Gr.-Boschpol im Kreise Lauenburg befindet sich ein Stein in aufrechter Stellung, ähnlich einem oben zugebundenen Sacke; er wird der Sackstein genannt. Dort hat einst ein Mann einen Sack mit Korn tragen müssen, und da er ihm zu schwer wurde, verwünschte er ihn zu Stein, und sein Wunsch ging sogleich in Erfüllung; ebenso verwünscht ein Müllergeselle einen Sack mit Mehl, der ihm wiederholt vom Wagen fällt, und ein Mann aus Kl.-Borkow verwünscht einen Heuhaufen, von dem immer wieder Heu herunterrutscht (Destl. Hinterp. S. 48). Ähnliches wird im Kreise Kolberg erzählt: Ein Mädchen hat wollen an einem Sonntag vormittag in die Kirche zum Abendmahl gehen; der Bauer aber erlaubt es ihr nicht, schickt sie vielmehr auf die Wiese, um das Heu in einen Haufen zu

legen. Als der Haufen aufgerichtet war, legt sie ihre Harke darüber und spricht im Unmut: „So möchte ich, daß du zu Stein würdest!“ Und sogleich geht ihr Wunsch in Erfüllung (ebd. S. 128). Bei Treblin im Kreise Rummelsburg verwünscht ein Wanderbüsche einen ganzen Backofen in Stein, weil ihm die badenden Frauen kein Brot geben wollen (Blätter f. pom. Volkskunde 3, 126).

Oft richtet sich der böse Wunsch gegen Mitmenschen, und auch hier hat er seine Wirkung. Nach der Damsdorfer Sage verwünscht die eine Schwester, die immerfort die zügellose Gänseflocke lehren muß, die andere Schwester, die stille sitzt und zusieht, oder die Mutter verwünscht ihre ungehorsame Tochter. Die steinerne Braut bei Mersin im Kreise Lauenburg ist eine Braut gewesen, die auf dem Wege zur Kirche immer wieder von der Seite ihres Bräutigams fort-eilt, um ein Bedürfnis zu befriedigen, bis der Bräutigam sie schließlich im Zorn zu Stein verwünscht (Destl. Hinterp. S. 46). Nach dem hinterpommerschen Volksglauben zeigt das sonderbare Benehmen der Braut, daß sie nicht mehr ehrlich ist, und so wird denn ähnlich auch von dem Brautstein bei Neperwitz auf Rügen erzählt: ein Brautpaar, das von der Trauung in der Swantower Kirche zurücklehrte, habe den Pfarrer getäuscht, da es sich für ein reines Brautpaar ausgegeben habe; da, wo der Brautstein steht, sei die Braut zur Erde gefallen und in Stein verwandelt worden (Haas, Pom. Sagen Nr. 145).

Auch von einer gegenseitigen Verwünschung zweier Menschen wird erzählt. Die schon erwähnten beiden Steine bei Damsdorf werden von den Leuten auch die „Hadersteine“ genannt, weil sie ein Mann und eine Frau sind, die sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend zankten. Einst gerieten sie auf dem Felde wieder in Streit, und dabei verwünschten sie sich gegenseitig zu Stein. Ihr Wunsch ging sogleich in Erfüllung, und so stehen sie noch da zum warnenden Beispiel (Pom. Volksk. 3, 81).

Endlich vermag der Mensch den bösen Wunsch auch gegen sich selbst zu lehren. Der böse Schäfer zu Burchow im Kreise Neustettin, der am Sonntag sehr flucht und lügt und seine Lügen mit der Erklärung bekräftigt, er wolle zu Stein werden, wenn das, was er sage, nicht wahr sei, wird in Stein verwandelt und mit ihm auch sein Hund und seine Herde (Destl. Hinterp. S. 141).

Die in Stein verwandelten Menschen oder sonstigen lebenden Wesen sind aber nicht ganz lebloses Gestein; eine gewisse Lebenskraft bleibt in ihnen: sie weinen, sie bluten, wie auch die steinerne Braut von Mersin blutet, wenn der Stein angebohrt wird (Pom. Volk. 3, 82). Und auch auf Erlösung wartet die steinerne Braut. Der verwünschte Stein zu Hohen im Kreise Stolp richtet sich von selbst wieder auf,

wenn er ungeworfen wird (Destl. Hinterp. S. 64), und die Steine von Hohenwardin, die man fortbrachte, um sie zu Bauzwecken zu verwenden, standen am Morgen wieder an ihrer alten Stelle und waren nun nicht mehr fortzuschaffen; und so stehen sie noch da und warten auf Erlösung, wie die versteinerten Menschen im Märchen. Der von der Hege zu Klingbeck in Stein verwandelte Hund des Schäfers wird in jeder Nacht, sobald der Hahn kräht, wieder lebendig, dreht sich einmal im Kreise nach seinem Schwanz herum und wird dann wieder zu Stein; auch hört man ihn in der Morgendämmerung noch jezt oft kurz aufbellen. Mehrere Steine bei Lupow werden für verwünschte Hochzeitsleute ausgegeben. Als sie zur Aufführung eines Gebäudes auf den Gutshof gebracht worden waren, hörte man dort immer Musik ertönen. Sie kam von den Steinen und hörte erst auf, als man die Steine wieder an ihren alten Platz gebracht hatte (ebd. S. 62).

Hier möchte ich den Lesern eine schöne und zugleich rührende und unser Mitgefühl erweckende Sage aus dem Posener Lande mitteilen, Klänge aus der Heimat für all die vielen in Köslin wohnenden Flüchtlinge, die gleich dem Verfasser gezwungen gewesen sind, ihre alte Heimat zu verlassen, das schöne Posener Land, das uns durch fremde Niedertracht entrisen ist. Die bisher noch ungedruckte Sage stammt aus einer jezt polonisierten Familie Werner (jezt Wernerowski), ist deutschen Ursprungs und hat auch im polonisierten Hause ihr deutsches Gewand nicht so weit abstreifen können, daß sie nicht als deutsch sofort erkennbar wäre. Ausdrücke wie Ohm, bitteln und betteln beweisen das deutlich genug.

Im Walde von Marzelowo, einer Forststelle im Kreise Breschen, so berichtete mir der etwa 18jährige Wernerowski getreu nach der Erzählung seiner Eltern, liegen dicht beieinander drei Steine, ein großer und zwei kleine. Wer sie sieht, kommt unwillkürlich auf den Gedanken, daß das eine Mutter mit ihren Kindern sei; und wenn dann der Wind durch die Bäume weht, glaubt man, ein leises Klagen zu hören, gleich als ob die Steine jammerten. Man hat sie deshalb die Jammersteine genannt.

Es ist einmal eine Frau gewesen, der ist der Hunger ins Haus geraten, und sie konnte ihn in ihrer Armut nicht wieder los werden. Schließlich wurde sie schwer krank. Sie hat aber zwei Kinder gehabt. In ihrer Not wissen sich die Kinder keinen Rat, und das älteste will zu dem reichen Ohm gehen, daß er sich ihrer erbarme. Und das Mädchen geht hin.

Als sie bei dem Ohm ankommt, ist es schon Mittag. Der Ohm sitzt gerade bei Tisch. Das Kind aber sieht es mit tieftraurigen Blicken. Noch nie hat es so schöne Speisen gesehen. Doch überwindet es seinen Hunger und bettelt: „Ohm, unsere Mutter ist,

## „Den Alten bringen.“

Noch rauscht, von starken Armen geschwungen, Tag für Tag die Sense durchs Korn. Wenn auch für große Getreidebreiten vielfach die Mähmaschine ihre rasche Wirksamkeit ausübt; so kann sie nach schweren Regengüssen und Winden, die das hohe Getreide „legen“, doch erst dann in Tätigkeit treten, wenn die Sense ihr vorgearbeitet hat. So wird sie stets unentbehrlich sein und das melodische Dangeln, das ihre Schneide haarscharf erhält, durchs sonnige Dorf tönen und Kunde geben von deutschem Erntefleiß. Dem Haffer gilt er noch, der bei Pommerns so verschiedenartiger Bodenbeschaffenheit und Höhenlage auch verschiedenartig reift, dann aber wartet die noch größere Kraftanstrengung. „Der Weizen ist reif, die Mahd muß geschehn“, wird es in Kürze heißen. In den gesegneten Landstreden unserer Pommernheimat, wo der Weizen in großen Schlägen das Land bedeckt, bringt die Hausfrau in dieser Zeit das Beste aus Küche und Keller heran, was sie hat. Denn Weizenmähern ist eine Kunst, nicht jeder Mäher versteht sie, und die Stärke der Halme erfordert hier ungemeine Armkraft und Ausdauer. Fanden wir doch im Pyritzer Weizacker Halme in der Stärke von Kinderfingern. Da ist es eine Ehrenpflicht des Hauses, solcher schweren Arbeit mit guter Verpflegung zu begegnen und jede ländliche Hausfrau, die auf ihre Ehre hält, tut hier eher zu viel als zu wenig.

Das gilt auch überall da, wo sich die hübsche Erntefeste „den Alten zu bringen“ noch erhalten hat. Auf's Neueste gesehen, spielt sie sich in Höfen, wo ein alter Knecht, bezw. Magd an der Ueberlieferung so manches Brauches unbewußt festhält, so ab:

Wenn das letzte Getreide für die Sense reif ist, wird denen, die zur Hausarbeit zurückbleiben müssen, ein deutlicher Wink gegeben, daß man heute „an den Lehten komme“. Er bedeutet: Richtet euch nur zum Abend auf einen Festschmaus ein. Kommen die Mäher nun an die lehten Halme, so halten alle Sensen still. Während die Binderinnen einen großen Kreis um diese letzte Getreidebede stellen, holt der Altknecht mit wichtigen Armen aus, um diesen lehten Schwaden auf einen Hieb herunter zu holen. Unter klingendem Sensesstreichen beobachten das die andern Mäher, denn nicht ein Halm darf stehen bleiben. Eilig hat die Vorbinderin diese letzte Garbe zusammengefasst und aus ihr wird nun „der Alte“ angefertigt, eine kleine Mannsfigur, die an einer Stange befestigt wird. Der allgemeine Dorfmusik, der rechtzeitig einen Wink bekam, stellt sich mit seiner Handharmonika ein und mit fröhlichen Marschliedern geht der kleine Zug zurück ins Dorf, „den Alten“ trägt der Vormäher hoch erhoben gleich hinter der Musik. Aus den Nachbarhöfen grüßen lustige Zurufe, die mit um so größerer Genugtuung beantwortet werden, wenn der heimische Hof der erste ist, der sämtliches Getreide gemäht hat. Zu Hause wird „der Alte“ mit einem Segensspruch den Hauseltern über-

reicht. Mit freundlicher Anerkennung des bisher bewiesenen Erntefleißes nimmt ihn der Hausherr entgegen, und er erhält seinen Platz in dem Raume, wo heute die Wirte mit ihren sämtlichen Erntehelfern zusammen essen. Nach der Handharmonika wurden dann örtlich beliebte Tänze aufgeführt, in der sich viel heimatische Art erhalten hatte, der Tag mit seiner Freude aber vor Mitternacht beschlossen, da neue Arbeit wartete.

Weil diese kleine Feier in der Zeit, da es Deutschland gut ging, ausartete, weil Nahrungsmittel billig waren, daher von Dank keine Rede, wohl aber von selbstverständlichem Verlangen, daher, und aus manchem andern Grunde ist auch dieser Erntebrauch mehr und mehr erloschen. Mancher Hausherr, unwillig über das schrankenlos werdende Verlangen seines oft aufgehetzten Gesindes, erklärte, wenn die Feier „des Alten“ so groß verlangt werde, gäbe er kein Erntefest mehr. Da dazu aber Hornmusik bestellt wurde, die wegen ihrer Seltenheit auf dem Dorfe sehr begehrt ist, ließen die Leute es bleiben, „den Alten zu bringen“, um das Erntefest zu behalten.

Der Hauptgrund ist aber die alte Erfahrung, daß jeder gute Brauch, sobald er dem Bewußtsein sinnlos geworden ist, an leeren Neugierigkeiten zusammenbricht. Unser schlichtes Landvolk ist aber in solchen Dingen den Kindern gleich, die auch ihre Spiele und kleinen Freuden mechanisch treiben, wenn Sinn und Deutung durch die Berufenen fehlen.

krank, und wir haben kein Geld, den Doktor zu holen. Gib uns doch welches, einen Gulden, Ohm, daß der Doktor kommt und die Mutter nicht stirbt!"

Der Ohm aber hat ein hartes Herz und sagt: „D, daß du doch zu Stein würdest und mir meinen Appetit nicht verdirbst!"

Da hat das arme Kind gezittert vor Furcht, und wie es draußen im Garten ist, da hat es nicht weiter gekonnt und ist hingesunken. Aber es hat noch immer gebettelt: „Nur einen Gulden, Ohm, nur einen!"

Wie es nun Abend wird und das Schwesterchen nicht heimkehrt, ist der armen Frau jüngstes Kind sehr betrübt. Es geht zur Mutter in die Kammer und spricht: „Mutter," sagte sie, „die Schwester ist heute mittag zum Ohm gegangen und noch nicht zurückgekommen. Ich will nun sehen, wo sie bleibt."

Wie sie hinkommt zum Ohm, trifft sie ihn gerade beim Abendessen. Rebhühner und Sauerkehl stehen auf dem Tisch, und rotfunkelnden Wein hat er dazu getrunken. Bei dem Anblick vergißt das Mädchen trodhem seinen Hunger und bittelt und bettelt für die kranke Mutter, wie die ältere Schwester es getan.

Da hat aber der Ohm noch lauter gescholten als am Mittag. Daß sie doch zu Stein würde, damit er endlich Ruhe vor ihrem Betteln und Betteln habe, hat er gesagt.

Das Kind ist mit zitternden Knien hinausgegangen. Wie es in den Garten kommt, bleibt es bei seiner Schwester, die dort vom Mittag an liegt, hocken. Aber es hat immer weiter gebettelt und gebettelt: „Ach, nur einen Gulden, Ohm, nur einen Gulden!"

Wie es nun Nacht wird und die Kinder nicht heimkehren, da ist die Angst über die Frau gekommen. Und sie ist aufgestanden und hinübergewandert zu ihrem reichen Bruder. Und wie nun die Frau in ihres Bruders Garten gekommen ist, da haben ihre beiden Kinderchen am Boden gehockt. Da haben die Füße sie auch nicht weiter tragen können, und sie hat sich zu ihren Kindern am Boden niedergehockt.

Als am nächsten Morgen der Bruder zur Jagd gehen wollte, sah er seine Schwester mit den beiden Kinderchen am Boden. Und als nun der Wind durch den Garten ging, da jammerten sie: „Nur einen Gulden, Ohm, nur einen Gulden!"

Da ist ihm sehr bange geworden, und er hat wollen die Steine aus dem Garten schaffen lassen. Aber keine Gewalt vermochte sie von der Stelle zu bewegen. Er wollte nun sein Besitztum verkaufen, aber niemand mochte es haben. Und so ist er zuletzt bettelarm geworden. Sein Haus ist zerfallen, und die Gebäude sind eingestürzt. Die Zimmersteine liegen noch heute da, wo der Garten gewesen ist.

Und wenn der Wind durch die Bäume und Blätter weht, dann bitteln und betteln die Steine noch

heute fort: „Nur einen Gulden, Ohm, nur einen Gulden!" —

Die Verwandlung in Stein, soweit sie als Strafgericht durch die Gottheit selbst oder durch eine höhere Gewalt herbeigeführt wird, trifft oft nicht den Frevel, sondern das Haus, in dem er wohnt, das Gebäude, in dem er sich gerade befindet, die Kutsche, in der er fährt, aber der Frevel wird mit in den Stein eingeschlossen und führt dort sein freudloses Leben weiter. An dem Wege von Stramehl nach R. Raddow liegt ein großer Stein, in dem sollen vier Männer sitzen und Karten spielen; in der Nacht um 12 Uhr soll man hören können, wie sie dabei auf den Tisch schlagen (Pom. Volksl. 3, 138). Das verwünschte Schloß zu Weiskensfähr in der Provinz Posen ist einst durch Verschulden der Herrschaft in einen Stein verwandelt worden, und nur in der Silvesternacht ist es den eingeschlossenen Bewohnern gestattet, frische Luft zu schöpfen. Wer sich aber zu der Zeit dem Stein nähert, wird ohne Erbarmen mit hineingezogen (Anoop, Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen S. 272). Auch in dem Felsblock bei Padniewo schläft die eingeschlossene Tochter des früheren Schlossherrn in einer Grotte, bis einer kommt, der sie daraus erlöst (S. 282). In der Nähe von Josephsrub im Kreise Kolmar steht am Wege ein Stein, der unten schmal ist und allmählich breiter wird. In diesen Stein soll ein Wagen verwandelt worden sein, in dem ein Prinz und eine Prinzessin saßen, und diese sind in den Stein eingeschlossen und warten dort auf Erlösung (Kogal, Familienblatt 3, 16). Endlich sei noch verwiesen auf die Saagiger Sagen von Fr. Knad. Auf der Feldmark des Dorfes Gräbnitzfelde liegt in der Nähe der Försterei Buchwalde ein großer Stein. Unter ihm — richtiger wäre wohl: in ihm — soll nach dem Volksglauben der Geist einer wunderschönen Prinzessin weilen und auf Erlösung harren. Wir haben es auch hier ursprünglich mit einem in Stein verwünschten Schlosse zu tun. Wenn in der Johannisnacht die verwünschten Glocken des nahen Wokulssees ihre geheimnisvollen Töne erklingen lassen, dann belebt sich auch der Stein und gerät in drehende Bewegung; und erst, wenn der letzte Ton der Glocke verhallt ist, findet er seine Ruhe wieder.

So nähern sich die Steinsagen den Sagen von den verwünschten Schlössern und dem unterirdischen Totenreich. Ueberall aber hat das Aussehen des aus der Ferne gesehenen Steines die erste Veranlassung zur Sage gegeben, und die dichtende Volkshantase hat dann die so geschaffene Sage weiter ausgeschmückt.



Die Berufenen, vor allem die Schulen, haben aber eine sinnige Heimatpflege lange Jahre außer acht gelassen. So wäre auch mancher gebildete Hausvater, der einer der tüchtigsten Landwirte sein möchte, in ernstliche Verlegenheit gekommen, wenn er seinem Hausreife hätte den Erntebrauch, „den Alten zu bringen", deuten sollen.

Er geht, wie unsere gesamteten Feste in ihrer Ausgestaltung, auf unsere germanischen Vorfahren zurück, die in ihrer Gemütsiefe all ihr Schaffen und Arbeiten in enge Verbindung mit gottesdienstlichen Handlungen brachten. So war ihnen auch die Allmacht Gottes im Segen der Felder gegenwärtig. Im Raufchen und Wogen der hohen Salme sahen sie geradezu Wodans guten Geist geschäftig, auch ihr einzelnes Feld zur Fruchtbarkeit und Reife zu bringen. Er sollte nicht heimatlos werden, wenn die letzten Salme sanken, nein, sie wollten ihn halten, ihn ehren und ihm am heimatischen Herde Speise und Trank als Dankopfer bringen. Sein Segen sollte auch den eingeernteten Feldfrüchten verbleiben zum Wohle für Mensch und Vieh. Darum erhielt er bei den Getreidevorräten seinen Platz, bis ihn im nächsten Jahre wieder die zuletzt gebundene Garbe ablöste, in die nach schlichtem Glauben zuletzt der gute Korngeist flüchtete. „Allvater" war der liebste Name, den unsere Vorfahren dem überall gegenwärtigen segnenden Herrn Himmels und der Erde gaben. Aus diesem Namen wurde im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende „der Alte", wie ihn

Dichtermund, z. B. Julius Wolff im „Wilden Jäger" nennt. Wenn aber unsere Väter sich mühten, Allvater selbst vom segneten Felde in den Frieden ihres Heims zu holen, so war das eine gottesdienstliche, eine Dankesfeier und nichts lag ihnen ferner, als daraus ein unmäßiges Verlangen herzuleiten, wie es in unserer Zeit geschah. Wo jedes Dankgefühl für den Geber aller guten Gaben erloschen ist, da fordert die nackte Selbstsucht: Du hast ja mitgeschafft, sieh zu, daß dein Anteil an der Ernte so groß wie möglich ist. Gerechtigkeit hat in solchem Herzen nicht Raum. —

Wie weise verstanden es einst die christlichen Sendboten, solchen kinderfrommen Glauben an Allvaters Segenswalten in das christliche Bekenntnis umzuwandeln. Sollte nicht noch heute manches ernste Bibelwort mit den frommen Erntebrauchen unserer germanischen Vorfahren im Einklang zu bringen sein? Manche Predigt mit dem Gedanken tief in den Herzen pfügen können: wenn du dir den vollen Segen des Herrn von deinen Feldern holst, im wirklichen und im geistigen Sinne, wie wirst du selbst damit zum Segen? —

Und ist es richtig, solche uralten Ueberlieferungen, die frommen Bräuchen entstammen, kurzerhand zu unterdrücken, weil sie, ohne Pflüge, ausgeartet sind? Ist es nicht besser, nach ihrer Quelle zu forschen, sie den Unkundigen sinnig zu deuten und mit neuem höherem Leben zu füllen? — Dazu hilft schon, mitzuteilen, wo der Brauch „den Alten zu bringen",

## Die Flurnamen von Strachmin

(Fortsetzung.)

Von Dr. Schulz-Rössin.

Der nördlich der Strippow-Kolberger Straße gelegene östliche Grenzstreifen heißt das Mühlensfeld, so genannt nach der in der Nähe des Schlosses am Wendischen Bach gelegenen Wassermühle. In diesem liegen in unmittelbarer Nähe des Dorfes am Bache neben dem bereits aufgeführten Bawerberg (49) das Schulland (Land, dessen Ertrag dem Schul-lehrer zugute kam), (50) die Müllewiese, (51) der Rohrplan (Geländestück, das mit Rohr bestanden ist, oder das am Rohr liegt) zu beiden Seiten des Bachs, östlich davon (52) das Kranichbruch, (53) der Rälberberg, (54) der Fliederberg westl. (55) von der Siegelei, (56) der Ranindegarten (wohl nach hier besonders stark vorkommenden wilden Raninchen) und am Einfluß des Oberbachs in den Wendischen Bach (57) der bereits ins Brückenfeld übergreifende Sternberg. Nördlich des Oberbachs (58) der Sperlingsberg, (59) die Dornriege und (60) die Haselberge (Hasel-Haselnuß). Diese werden durchschnitten von (61) der Längen Riege.

Jenseits dieser Riege liegt zwischen Kamp- und Mühlenfeld das Brückenfeld mit (62) Großem Herz-Soll (d. i. Soll in Herzform), (63) den Poggenbergen, (64) Spizem Berg, (65) Bauerberg, und an der Timmenhagener Grenze (66) den Drei Bergen.

Vorstehende Flurnamen der alten Gutskarte werden von Herrn Lehrer Wellow-Strachmin durch folgende weitere in Strachmin gebräuchliche Flurbezeichnungen ergänzt.

Südlich der Chaussee Rühow-Strippow: (67) das Bültensoll in der Nähe des Weges nach Polbemin gelegen (Bülte d. i. bewachsener, fester Erdhaufen, Erdhügel auf nassem Wiese oder Moor); unmittelbar in der Nähe der Rühower Grenze und etwa 80 Meter südl. der Chaussee nach Rühow steht (68) der Diefstein, ein Sühnestein zum Gedächtnis an den von Christof von Damitz 1605 an dieser Stelle im Streite erstochenen Peter von Kamele-Strachmin; zwischen Polbemin und Schöghower Weg an der Kritz (69) der Brimmberg (nbb. Brimm, nbl. brem = Besenginster); östlich des Schöghower Weges (70) das Ellernsoll, nördlich davon am selben Wege ein bis zu einem Graben reichendes Stück Land (71) „dat Flät"; daneben von diesem Graben durchflossen (72) das Weisenoll (Weisen = Wiesen von mnd. wese, nbl. wiese d. i. Wiesenkraut). An der Schöghower Grenze (73) liegt das Hirtenmoor, ehemals dem gemeinsamen Hirten zur Ausbeutung überlassen. Auf der alten Gutskarte ist an dieser Stelle das Schulmeistermoor verzeichnet. Schulmeistererei und Hirtenamt waren früher auf den Gütern ja oft in einer Person ver-

in unserer Heimat noch geübt wird und unter welchen Begleiterscheinungen. \*)

Wir aber, in unserm Pommernlande, wollen uns diesen Gedanken auch noch im vaterländischen Sinne deuten. Bismarck ist oft in höheren Lebensjahren im ehverbietigsten Sinne des Wortes „der Alte des deutschen Volkes" genannt worden. Schon rein äußerlich erinnerte die gewaltige Persönlichkeit unter dem Schlapphut an das Abbild des Allvaters der Germanen. Und wenn auch in menschlicher Beschränkung, so war gerade er im tiefen Gefühl seiner Verantwortlichkeit vor dem Herrn aller Herren in nimmermüder Arbeit bestrebt, seines Volkes guter Schutzgeist zu sein, es zu warnen und zum Höchsten zu führen, damit es andern Völkern zum Segen werde. Darum wollen wir „diesen Alten bringen" ihn immer wieder auch der deutschen Jugend bringen, damit sie tief erfasse, welche Führer uns nottun und hellen Auges sie erkenne, damit sie uns leiten aus der Schmach zu deutscher Ehrenhaftigkeit, aus der Tiefe zur Höhe der Wahrheit. Nur von ihr kann uns dauernd Hilfe und Rettung kommen.

M. L. B.

\*) Gerade jetzt zur Erntezeit erinnern sich oft viele ältere Landleute, deren Hände nun feiern müssen, dieses Brauches als eines Erntedankes. Da solche Nachrichten auch zur Heimatforschung beitragen, ist jede Mitteilung sehr erwünscht, die die Schriftleitung gern annimmt.

einigt; im Sommer hüteten sie die gemeinsame Herde, im Winter unterrichteten sie die Dorfjugend. Die gemeinsame Hütung befand sich auf (74) dem Nieland (Neuland), auf der alten Gutskarte ist dort das Wüstenfeld. Am linken Ufer des Wendischen Baches beim Nieland der mit Buchen bestandene Hang (75) „die Buchen“; ebenda (76) der Bullerborn (nhd. Buleboan), so genannt nach dem dumpf klingenden, bullernden Geräusch, das er verursacht; Bönsseunde erinnern sich hierbei, daß das erste Kapitel des letzten Hansbur „Der Bullerborn“ überschrieben ist. Die an den Born anknüpfende Sage siehe in meiner Sammlung Nr. 77. Die alte schöne Dorfstraße steht auf dem (77) Kirchberg, östlich davon am Mühlenberg (78) „Die Freiheit“. Hier stand früher der (79) „Nixenlaten“, in dem der gemeinsame Dorfhirte wohnte. Auf der andern Seite des Kirchbergs befindet sich (80) der Gasthof zum alten Kloster, angeblich so benannt nach einem alten Klosterlaten, der früher hier gestanden haben soll.

Unmittelbar nördlich an der Chaussee Rühlow-Strippow liegt etwa in der Mitte der Feldmark Dorf und Gut Strachmin; zwischen Chaussee und Gut erstreckt sich (81) die sog. „Dorfweide“, die früher ein See gewesen ist. Sie wird durchflossen vom (82) Bruchgraben, der nur bei härtestem Frost von einer dünnen Eisschicht bedeckt wird. „Sonst strahlt er namentlich im Winter seine Wärme mit dem aufsteigenden Wasserdampf aus.“ Seinen Ursprung nimmt der Bruchgraben im westlichen Teil der Wiese im (83) „Doan“ (= Born). Der Bruchgraben fließt ab in den Mühlenbach oder Wendischen Bach. Etwa dort, wo die Straße von Strachmin nach Timmenhagen den Wendischen Bach überschreitet, ergießt sich von Osten kommend (84) der Oberbach in den Wendischen Bach. Folgt man von hier der Timmenhäger Straße, etwa 500 Schritte weiter, so kommt man an den rechts quer durch die Acker nach Hohenselde abgehenden (85) Zwafweg (nhd. dwars = quer) nördlich des Großen Sees (17) liegt (86) der Seeburg, hart nördlich an diesem eine kleine Strecke von der Spülstelle im See entfernt „de Rutt“, eine runde Vertiefung mit Buschbestand am Rande, eine Bezeichnung, in der sich die naturwuchsigere Verhättnis der Ausdrucksweise unseres Landvolks zu erkennen gibt (vergl. hierzu Dr. Rahn: Die Orts- und Flurnamen des Stadt- und Landkreises Greifswald 1928, S. 113). An der Straße von Strachmin nach Strippow steht unweit der Grenze zur rechten Hand eine alte Eiche, (87) die Swantewit-Eiche genannt, im Volksmund „bi're Eik“. Der Ueberlieferung nach erscheint hier nachts ein großer Schimmel, dem das Feuer ellenlang aus den Nüstern strahlt; sein Reiter trägt den Kopf unterm Arm. Auf der Grenze von Strachmin und Schöhow führt von Schöhow kommend (88) der Jungferndamm die Poldeminer Straße überquerend durch die Wiesen nach Rühlow. Dem Volksmund nach soll der Weg seinen Namen daher haben, daß er von einer früheren Besitzerin von Schöhow angelegt wurde, damit sie von ihrem neuen Wohnsitz in Rühlow auf diesem kürzesten Wege ihr väterliches Schloß in Schöhow, das verkauft worden war, besuchen konnte.

## Das Rauchhaus.

Von Reg.- und Baurat G o e h r z-Röslin.

### II.

In dem wohlbekannten Dorfe Samund sind die meisten Bauernhäuser ursprünglich sogenannte Rauchhäuser, d. h. Häuser ohne Schornstein, gewesen. Durch den letzten Brand ist vieles davon verschwunden; anderes ist den veränderten Wohnheiten und dem vermehrten Ertrage des Landes entsprechend verändert und vergrößert worden. Unverkennbar sind jedoch noch die alten, starken, rauchgeschwärtzten, eichenen Pfosten der Diele und die Konstruktion der Häuser vorhanden, die sofort auf das alte sächsische Bauernhaus hinweisen. Es würde zu weit führen, auf den typischen Aufbau der tragenden Teile eines sächsischen Bauernhauses näher einzugehen. Sehr erfreulich ist es, daß sich noch ein Gebäude bis heute erhalten hat, das einst ein stattliches Bauernhaus gewesen, und trotz seines vernachlässigten Zustandes klar ohne wesentliche Umbauten den alten Zustand erkennen läßt, jedem Jambur unter dem Namen

Rauchhaus bekannt. Wie eine Henne ihre Rücken, deckt das große und ungebrochene Strohdach alle Wirtschafts- und Wohnräume zu und schützt sie vor Wind, Kälte, Regen und Schnee. Die Traufe ist bis auf 1,90 Meter über Erde herabgezogen. Der Eingang liegt wie stets im abgewalmten Siebel, ist zur Einfahrt für Erntewagen eingerichtet und 2,50 Meter breit. Er führt zur Diele, welche die recht stattlichen Abmessungen von 6 Meter Breite, 10 Meter Tiefe und 3,60 Meter Höhe aufweist. Hier wurde das Getreide mit dem Flegel gedroschen, das Vieh gefüttert und getränkt. Im hinteren Teil der Diele, in der sich der offene Herd befindet, wurde gekocht, gewebt und gesponnen. In der westlichen Abseite sind die Viehställe, in der östlichen Vorrats- und Schlafkammer für das Gefinde untergebracht. Durch eine Tür, neben dem Herd, kommt man in die Wohnstube mit anstoßender Kammer, die eine lichte Höhe von 2,20 Meter hat. In der Stube sind noch die alten Bettstätten für die Familie und in der Diele diejenigen für das Gefinde erhalten. Gehobertes und verziertes Brettwerk umrahmt die Öffnungen nach den Nischen, die mit einem Vorhang geschlossen werden können. Es soll sich nirgends ruhiger und schöner schlafen, als in diesen alten Bettstätten. Ueber der Wohnstube und der Kammer befindet sich der Kornboden, und über der Diele wird der hohe Dachraum als Scheune benutzt. In dem Balken über dem offenen Herd ist die Jahreszahl 1700 eingeschrieben. Alle Räume sind, obwohl sie den verschiedensten Zwecken dienen, verschiedene Höhen und Abmessungen haben, außerordentlich geschickt und zweckmäßig zu einem einfachen rechteckigen Hause unter einem gleichmäßigen, mächtigen Strohdach vereinigt worden. Denkt man sich alles gut instand gesetzt, sauber geschrubt, mit Gerätschaften und Jamunder Möbeln ausgestattet und die Menschen mit der alten farbigen Kleidung darin, so wird das alte Jamund vor unserer Augen lebendig. Eine Photographie dieses Hauses befindet sich im hiesigen Heimatmuseum. Aus der Art, ihr Haus zu errichten, ergibt sich, daß zum großen Teil sächsische Bauern hier eingewandert sind und sich niedergelassen haben.

## Brutfahrt.

Ein komischer Geselle ist der Aal. So bekannt er sonst ist, so unbekannt dürfte vielen Leuten seine Familiengeschichte sein. Den ganzen Frühling und Sommer hindurch hat er sich über die Eifersüchtelien, Kindererziehungssorgen, usw. seiner getreuen Nachbarn lustig gemacht. Er verspürt nicht die mindeste Lust, Eier zu legen oder Männchen zu spielen. Ja, er weiß nicht einmal, ob er Männchen oder Weibchen ist. Er nährt sich gut und wird dick und fett, und das genügt ihm vorläufig. Aber gegen den Herbst hin paßt es ihn doch mit unwiderstehlicher Gewalt; es zuckt ihm in jeder Faser, bis er eines guten Tages den kühnen Entschluß faßt, auszuwandern. Eilig geht es bachabwärts, im Notfall auch über Wiesen, zum Flusse, zur Ost- und Nordsee, zum Atlantischen Ozean.

Am Meeresufer warten die kleinen Aalmännchen schon auf ihre Schönen. Tagelang umspielen sie das Weibchen, bis es an einer wohl 1000 Meter tiefen Stelle die Eier ablegt. Die Männchen schwimmen darüber hin und befruchten sie. Nach längerer Zeit schlüpfen die Jungen aus, glashell und schmal wie ein Blatt. Sie leben oben im hellen Wasser und erreichen bald die Länge eines Fingers. Dann aber geht eine sonderbare Veränderung mit ihnen vor. Sie werden kleiner, kürzer, runder und dunkler und streben der Küste zu, wo die Weibchen in ungezählten Scharen in die Flüsse einwandern und sich dann in alle Gewässer des Landes zerstreuen, wo sie nach Art ihrer Mütter leben und später wieder zum Meere pilgern.

Baronofsky-Büptow.

## Kleine Mitteilungen.

Das Stolper Heimatmuseum wurde Sonntag vormittag im Neuen Tor eröffnet. Das Neue Tor hat unter Stadtbaurat Rieñitz' kunstverständiger Leitung einen würdigen Innenbau erhalten, das mehrere

Etagen umfaßt, in dem die Sammlungen, die Museumsverein und der Verein für pommerische Heimatpflege bisher zusammengebracht, die denkbar schönste Unterkunft erhalten haben. Als Vertreter des Landeshauptmanns und für den Landesverband des pommerischen Heimatshuges weckte dessen Vorsitzender, Dyzeallehrer Martin Keepel-Stettin, der Eröffnung bei. Der Vorsitzende des Museumsausschusses, Schlachthofdirektor Werner, gab einen geschichtlichen Rückblick über die Entstehung des Museums, dankte dem Stadtbaurat, der Stadtverwaltung und allen, die durch Geld und Materiallieferungen die Arbeit soweit gefördert, daß das Museum eröffnet werden konnte. Dann übergab er es dem Schutze der Stadtverwaltung. Oberbürgermeister Zelle übernahm das Museum im Namen der Stadt, die es weiter fördern würde. Unter den zahlreich erschienenen Gästen sah man zahlreiche Magistratsmitglieder, Stadterordnete, Vertreter des Kreis-ausschusses und andere Behörden. Dyzeallehrer Keepel-Stettin überbrachte die Grüße des Landeshauptmanns und des Hauptvereins des Heimatshuges und wünschte dem Museum ein kräftiges Emporblühen.

Das Museum hat mehrere Abteilungen. Das obere Stockwerk enthält die wissenschaftliche Abteilung, darunter befindet sich im zweiten Stock der Saal, der ausschließlich der Stadt Stolp gewidmet ist, daneben ist ein vollständig eingerichtetes Stolper Bürgerzimmer aus den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Im ersten Stock werden Kirch-Altertümer und vorgezeichnete Funde gezeigt. vorhandenen Büden werden hoffentlich bald ausgefüllt. Eine eingehende Würdigung der ausgestellten Stücke bringen wir später. Es ist dringend zu wünschen, daß alle Einwohner die aufgewandte Mühe und Arbeit durch recht fleißigen Besuch des Museums lohnen. Besonders wichtig ist ferner, daß alle irgendwie wertvollen Museumsstücke, die sich in Privatbesitz befinden, der Allgemeinheit, d. h. dem Museum, schenkungsweise oder leihweise zur Verfügung gestellt werden, damit unser Heimatmuseum im Laufe der Zeit zu einem möglichst vollständigen Spiegelbild unserer heimatischen Geschichte und unseres heimatischen Kulturlebens wird.

## Heimatbücherei.

Stargarder Sagen, Ueberlieferungen und Geschichten mit einem Anhang: Die Sagen der Madüe. Unter diesem Titel hat Prof. Otto Knop im Verlag O. Pflath, Stargard, vor kurzem einen wertvollen Beitrag zur Heimatkunde der Stadt Stargard und ihrer näheren Umgegend herausgegeben. Er hat sich hierbei nicht nur auf Sagen im eigentlichen Sinne beschränkt, sondern alles das, was an alten merkwürdigen Ueberlieferungen in den Erzählungen des Volkes noch umgeht, gesammelt. Auch mit einigen eigenartigen Flurnamen und deren Deutung beschäftigt sich das Büchlein so z. B. Rühledamm, Rüterpötte, Jhna, Madüe. Mit aufgenommen sind in einem Anhang auch 21 Sagen und Ueberlieferungen vom Madüesee, da dieser See Eigentum der Stadt Stargard ist. Wir wünschen dem hübsch ausgestatteten Büchlein des unseren Lesern wohlbekanntesten Verfassers weiteste Verbreitung.

\*

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Im Verlag Paul Hartung, Hamburg, gibt der Leiter des Museums für Hamburgische Geschichte Dr. E. Grohne unter diesem Titel eine neue Halbjahrszeitschrift heraus, die von jedem niederdeutschen Heimatfreund gelesen zu werden verdient. Aus dem Heft 2 des 1. Jahrganges seien erwähnt: Ernst Grohne: „Der Tote Mann“, eine Untersuchung, an den aus den Heeresberichten bekannten „Toten Mann“ bei Verdun anknüpfend, über ähnliche Orts- und Flurnamen in Deutschland und deren Bedeutung; J. Schwintering: „Die magische Bedeutung von Meisternamen auf mittelalterlichen Schwertklingen“; A. Haas: „Die Pferdewagenbrücken“ usw. Das Heft enthält ferner eingehende Besprechungen volkskundlicher Neuererscheinungen.